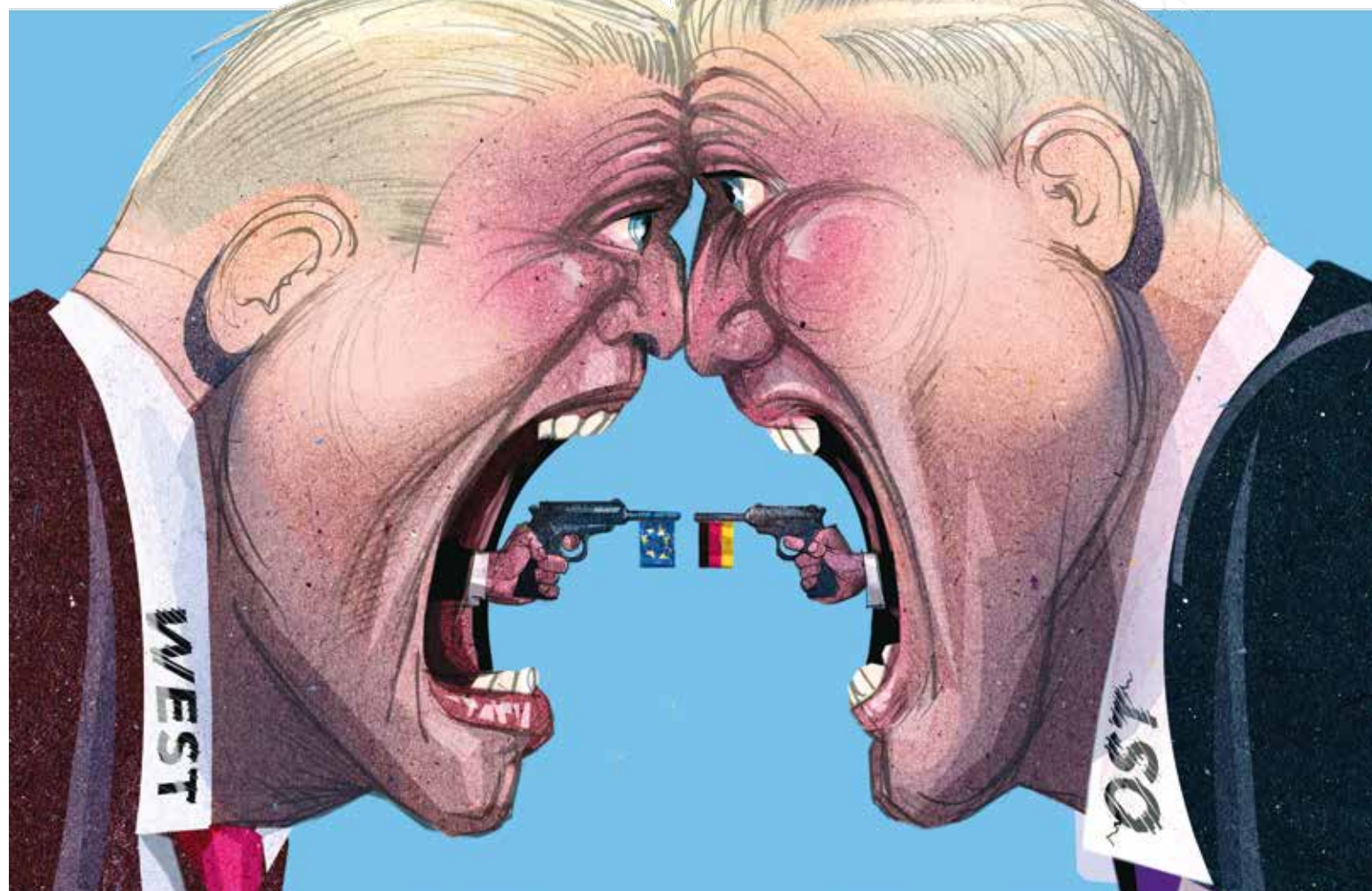


DIE WEITWOCHE



Deutschland missversteht sich

Eine Standortbestimmung 30 Jahre nach dem Mauerfall.
Von Roger Köppel, Hans Modrow, Otto Schily, Thilo Sarrazin u. a.

Klima-Professor Knutti


Wer er ist. Warum er sich einmischt. Von Erik Ebnetter

So tötet man Terroristen

Der Mann, der Osama Bin Laden erschoss, im Interview.
Von Urs Gehrig und Amy Holmes

Magie des Geldes
10 Seiten Anlegen und
Investieren

4 194407 006904 45



**Online Banking für alle,
die ihr Velo auch in der
Garage abschliessen.
Sicher ist sicher.**

credit-suisse.com/sicherheit



Terroristen-Jagd: Navy-Seal-Veteran O'Neill, Weltwoche-Reporterin Holmes.

Der Terror-Kalif des Islamischen Staates ist tot. Abu Bakr al-Baghdadi wurde in seinem Versteck in Nordsyrien aufgespürt. Von US-Spezialkommandos in die Enge getrieben, richtete er sich mit einer Sprengstoffweste selbst. Wie schafft man es, den gefährlichsten Terroristen der Welt auszuschalten? Amy Holmes und Urs Gehrigger haben jenen Mann gefragt, der es am besten weiss: Navy-Seal-Team-6-Veteran Rob O'Neill, der Osama Bin Laden getötet hat. «Jahrelang hast du sein Gesicht, seine Handlanger, seine Frauen studiert, und dann, vor dem Showdown, ist alles ruhig. Einige Kollegen sind im Anflug sogar eingeschlafen.» Seite 42

Aktien und Immobilien eilen von Höchststand zu Höchststand, die Zinsen von Tiefststand zu Tiefststand. Man hat den Eindruck, die Finanzmärkte seien auf Drogen. Und jetzt macht für das kommende Jahr das beängstigende R-Wort die Runde: Rezession. Wie vermehrt man in dieser turbulenten Lage sein Geld? Wie behält man den Überblick? Antworten gibt das jährliche Spezial «Magie des Geldes». Mit von der Partie: Blauschild, der geheimnisumwitterte Weltwoche-Finanzkolumnist. Seite 62–71

Er sieht aus wie der typische Berufsjugendliche: Daniel Graf, 46 Jahre alt, linksgerichteter Netzaktivist, ist durch seine Unterschriften-Plattform Wecollect zu einer politischen Kraft in der Schweiz geworden. Rund 65 000 Adressen umfasst sein Netzwerk, das er jederzeit für Initiativen oder Referenden abrufen kann. Der «Radikaldemokrat» arbeitet darauf hin, dass die Politik nicht mehr nur eine Sache von Parteien und Verbänden mit voller Kriegskasse ist, sondern dass auch Bürgerbewegungen mitmischen können – ein Gespräch darüber, wie das Netz die Demokratie belebt. Seite 32

In eigener Sache: Wir möchten unsere geschätzte Leserschaft über die interne Überprüfung der Texte des Journalisten Claas Relotius informieren. Relotius musste Ende des letzten Jahres seinen Posten beim Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* räumen, weil Texte von ihm nicht in Ordnung waren. Die Ausgangslage: Die Weltwoche hat zwischen 2012 und 2016 insgesamt 25 Interviews, eine Reportage und zwei Nachrufe von Claas Relotius abgedruckt.

Fazit der Überprüfung: In zehn Fällen konnten uns die interviewten Persönlichkeiten respektive ihre Agenten/Übersetzer bestätigen, dass die Gespräche mit Relotius geführt worden waren. In zwei Fällen – Jean-Claude Trichet und Leon de Winter – haben die Interviewten selbst den Inhalt des gedruckten Gesprächs als korrekt bestätigt. (Schriftsteller und Filmemacher de Winter schrieb der Weltwoche auf Anfrage: «Ich erinnere mich an einen gutvorbereiteten Interviewer und bin komplett mit dem gedruckten Stück einverstanden. In meinem Fall leistete er, Relotius, erstklassige Arbeit.») Keine der kontaktierten Personen hat dementiert, mit Relotius gesprochen zu haben.

In einigen Fällen von Regisseuren und Schauspielern hat Relotius offenbar die Interviews in einem sogenannten Pool, das heisst zusammen mit anderen Journalisten, geführt. Er hat die Antworten auf Fragen anderer Journalisten integral in sein Interview aufgenommen. Dies ist nicht aussergewöhnlich. Zahlreiche Journalisten verfahren nach dieser Methode. Zwei Interviewte können sich nicht mehr an ein Treffen erinnern, schliessen jedoch nicht aus, dass sie mit Relotius gesprochen haben. Bei der Reportage «Feuert Obama» aus Ohio aus dem Jahr 2012 hat Relotius gegenüber der Chefredaktion der Weltwoche kürzlich auf Anfrage bestätigt, er habe Aussagen von mehreren Interviewpartnern zu Zitaten eines einzelnen Protagonisten verdichtet. Relotius versicherte hingegen, alle seine Interviews für unser Blatt seien journalistisch einwandfrei und authentisch.

Dies zu belegen, ist schwierig: Bei zahlreichen Interviewpartnern handelt es sich um internationale Filmstars, Autoren oder Regisseure (z. B. Christian Bale, Ethan Hawke, Steve McQueen, Joaquin Phoenix, Wes Anderson). In verschiedenen Fällen war es unmöglich, die prominenten Persönlichkeiten zu kontaktieren. In zwei Fällen sind die Interviewten (Bud Spencer, Maître Jacques Vergès) bereits verstorben. Etliche Jahre nach den Gesprächen war es ausserdem unmöglich, den genauen Wortlaut zu bestätigen. Eine Autorisierung der Gespräche ist im angloamerikanischen Bereich unüblich.

Der Fall ist für uns damit abgeschlossen. Sollten sich neue relevante Erkenntnisse ergeben, würden wir darüber informieren.

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (Wirtschaft)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Michael Bahnnerth, Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehrigger (Leitung Ausland), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (Los Angeles), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (New York), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (Art-Director), Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim, David Putnam (Assistenten)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (Leitung), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky
Website: Alex Merz, Tim Tassonis
Sekretariat: Sabine Mähner (Leitung), Inga Huber

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (Leitung)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Guido Bertuzzi
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Schnelle Ikonen: Ronnie Kessel. Seite 71



Kleiner Kobold, grosse Emotionen: Seite 52



«Du wirst immer angesprochen, im Kino, im Restaurant, in den Ferien auf Mykonos.»

Zeki Bulgurcu: Seite 50

Titelgeschichte

- 6 **Editorial** Deutschland ist vielfältiger und demokratischer denn je
- 8 **Hans Modrow** «Grosse Erinnerungslücken»
- 10 **Brief aus Berlin** Deutschland wohin?
- 11 **Otto Schily** «Vagabundierendes rechtsradikales Potenzial»
- 12 **Linke Intoleranz** Flucht in die moralische Polemik

Kommentare & Analysen

- 17 **Kommentare** Krücke statt Brücke
- 18 **Sport** Foul an Xhaka
- 18 **Politik** Es grüsst das Prekariat
- 19 **Eilmeldung** Das Leben des Brian
- 20 **Porträt der Woche**
- 24 **Mörgeli** Dankbarkeit ist dünn gesät
- 24 **Bodenmann** Mitholz wird Milliardengrab. Gut so
- 25 **Medien** Links, rechts, vorwärts marsch!
- 25 **Die Deutschen** Hoffen auf Heiko

Inland

- 28 **Reto Knutti** Treffen mit dem Mann, der das Klima retten will
- 32 **Adrenalin für die Demokratie** Wecollect-Gründer Daniel Graf
- 34 **Die dritte Welle** Grüne Protestkultur im Ständerat

- 36 **Schweizer Gesundheitsstatistik** Je dümmter, desto dicker
- 38 **Matthias Michel** Verwirrung im im Zuger Ständeratswahlkampf
- 39 **Statistiker machen Politik** Sind Kinder Karrierekiller?

Ausland

- 42 **Rob O'Neill** Interview mit dem Mann, der Osama Bin Laden getötet hat
- 45 **Inside Washington** Impeachment?

Wirtschaft & Wissenschaft

- 40 **Glückliche kapitalistische Schweiz** Essay von Ruchir Sharma
- 52 **Faszination Eichhörnchen** Was die kleinen Nager verraten
- 56 **Hans-Ulrich Lehmann** «Mit guten Leuten die Welt verändern»

Spezial «Magie des Geldes»

- 62 **«Ich war Blauschild»** Wiedersehen mit Gerhard Landert
- 64 **Gold statt Papier** Höhenflug des Edelmetalls
- 66 **Frechste Privatbank der Schweiz** Die Syz-Abegg-Dynastie
- 68 **Keine Rezession** Umfrage unter Finanzprofis
- 71 **Ferrari-Fieber in Lugano** Autohändler Ronnie Kessel

Kultur & Gesellschaft

- 48 **Eine Prinzessin macht Skandal** Die Habsburgerin Luise von Toskana

- 50 **Zeki Bulgurcu** Schweizer Mundart für Millionen
- 73 **Sport** Kraftpaket mit Technik

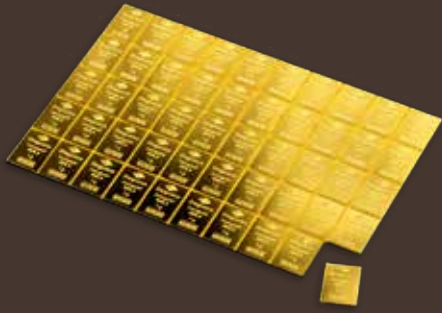
Rubriken

- 17 **Im Auge** Saad Hariri
- 22 **Personenkontrolle**
- 23 **Nachruf** Robert Evans
- 26 **Darf man das?**
- 26 **Leserbriefe**
- 27 **Fragen Sie Dr. M.**
- 46 **Ikone der Woche** Kanye West
- 52 **Jazz** Maciej Obara Quartet
- 54 **Kino** «Bruno Manser – Die Stimme des Regenwaldes»
- 55 **Knorrs Liste**
- 55 **Körzis Hollywood** Rotwein, Grüntee, Massagen
- 57 **Die Bibel** Miteinander verkehren
- 58 **Thiel** Grünsteuer
- 58 **Namen** Der Rapper und der Dirigent
- 58 **Fast verliebt** Opfertyrannin
- 59 **Unten durch** Am Lagerfeuer
- 60 **Wein** Noblesse vom Vulkan
- 60 **Salz & Pfeffer** Das Amador-Prinzip
- 61 **Auto** Range Rover 5.0 V8 SV
- 74 **Tamaras Welt** Softie-Kultur

Degussa



GOLD UND SILBER.



DIE MAGIE DES GOLDES. SEIT 6000 JAHREN EINE GANZ RATIONALE ENTSCHEIDUNG.

Seit mehr als 6000 Jahren überdauert Gold alle Weltreiche, alle Währungen und damit auch alle Finanzblasen. Das wird auch in Zukunft so bleiben – weil physisches Gold anders als Papierwährungen nicht beliebig vermehrbar ist. Als grösster banken-unabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen. Alle unsere Degussa Barren verfügen über eine Banken-Valorenummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen
und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH



VERKAUFGESCHÄFTE:

BLEICHERWEG 41 · 8002 ZÜRICH
TELEFON: 044 403 41 10

QUAI DU MONT-BLANC 5 · 1201 GENÈVE
TELEFON: 022 908 14 00

ZÜRICH | GENÈVE | FRANKFURT | MADRID | LONDON

Volk ohne Heimat

Die Deutschen haben ihren eigenen Untergang überlebt und Grossartiges geleistet. Die Wiedervereinigung gelang bewundernswert, doch mit der Mauer fielen alte Sicherheiten. Die Deutschen wirken verwirrt, etwas verloren zwischen nationalen Tönen aus dem Osten und europäischen Selbstzweifeln im Westen. *Von Roger Köppel*

Vor dreissig Jahren fiel die Mauer. Deutschland hat sich wiedervereinigt. Entgegen landläufigen Befürchtungen kam es nicht zum Rückfall in Nationalismus und Machtbetrunkenheit. Trotz erheblichen Schwierigkeiten hat es die Bundesrepublik geschafft, den bankrotten Trümmerhaufen DDR zu verdauen. Das ist das Verdienst der westdeutschen Steuerzahler, aber auch die Leistung der Ostdeutschen, die das Schockprogramm einer drastischen Aufwertung bewundernswert klaglos über sich ergehen liessen.

Nichts war damals weniger selbstverständlich. Noch 1987 orakelte der berühmte Historiker und Publizist Sebastian Haffner, eine deutsche Wiedervereinigung komme frühestens in fünfzig Jahren. Und ihr werde ein «Blutbad» vorausgehen. Nichts dergleichen geschah. Deutschlands europäische Nachbarn, aber auch viele Deutsche hatten Angst vor der neuen deutschen Grösse. Frankreichs Präsident Mitterrand sagte, er liebe Deutschland so sehr, dass es davon nicht genügend geben könne. Der Zweite Weltkrieg lag erst vier Jahrzehnte zurück.

Kraftakt im Zeichen der Gemütlichkeit

Das Kunstwerk der Beschwichtigung gelang dem Wendekanzler Helmut Kohl. Den Franzosen versprach er den Euro. Die Briten lockte er mit Nato-Gelöbnissen. Die Russen hatte er mit der Versicherung ins Boot geholt, es werde keine Ausdehnung des westlichen Verteidigungsbündnisses an die russischen Grenzen geben. Es war ein historischer politischer Kraftakt im Zeichen der Gemütlichkeit. Dass die Russen heute nicht so amüsiert in Richtung Westen schauen, hat auch damit zu tun, dass man einzig ihnen gegenüber die feierlichen Zusagen brach.

Insgesamt ist Deutschland ein Phänomen der Tüchtigkeit, ein Überlebenswunder. Die Deutschen waren die Architekten ihres Untergangs, den sie schliesslich überwand. 1945 lag das Land in Trümmern. Schon 1961 hatten sie die Briten an Wohlstand überholt. Das war ironischerweise auch deshalb möglich, weil der alles wegräumende Bombenkrieg den Deutschen die Chance einer umfassenden industriellen Modernisierung gab, während die Siegermächte Frankreich und Grossbritannien auf ihren unzerstörten rostenden Fabriken sitzenblieben.

Zur Niederlage kam die Schande: Nach der Katastrophe von Hitlers nationalem Grössenwahn durften die Deutschen nicht mehr Deutsche sein. Also halfen sie mit, die EU zu erfinden, um dann als Europäer, entgiftet, auf die Bühne zurückzukehren. Seither ist das vereinigte Europa, im Westen, für die Deutschen eine Art Vaterlandsersatz. Das erklärt ihre fast religiöse Bereitschaft, Unmengen an Geld in dieses Projekt zu investieren, das viele Deutsche zwar längst als Fehlkonstrukt durchschauen, für das sie aber trotzdem weiterzahlen, weil es ein unverzichtbarer Bestandteil ihres Wesens und kein alternatives Identitätsangebot in Sicht ist.

Ein Rest Selbstmisstrauen

«Wir schaffen das»: Angela Merkels umstrittener Slogan während der Flüchtlingskrise ist wahrer, als ihren Kritikern lieb ist. Die Deutschen haben tatsächlich alles geschafft. Sie meisterten die Hyperinflation und zwei Weltkriege, weltweite Verfemung, die Aufarbeitung ihrer eigenen Verbrechen. Dann legten sie eine Währungsreform und ein Wirtschaftswunder hin. Sie leisteten sich den Luxus, die abgeschaffte Arbeitslosigkeit wieder einzuführen durch Sozialreformen in den siebziger Jahren. Mit Unsummen halten sie die Europäische Union am Leben, und es ist ihnen fast problemlos gelungen, die deutsche Wiedervereinigung zu finanzieren.

Das Land tut sich schwer mit der Vervielfältigung des Parteienspektrums.

Die grösste deutsche Leistung aber ist die Installierung einer stabilen Demokratie. Niemand zweifelt heute an der Solidität der Bundesrepublik und ihres Rechtsstaats. Die politische Erfolgsgeschichte der BRD ist zum Teil auch eine Widerlegung der These, dass der Absturz in Diktatur und Verbrechen während der Hitlerzeit Ausfluss eines innersten deutschen Unwesens gewesen sei. Die letzten 75 Jahre beweisen oder legen wenigstens die Vermutung nahe, dass die Deutschen nicht genetisch umcodiert werden mussten, um sich in einer pluralistischen demokratischen Staatsordnung zurechtzufinden. Demokratie und Deutschland sind keine Gegensätze mehr.



Tiefgekühlte Sehnsüchte.

Trotz allem: Ein Rest Selbstmisstrauen bleibt. Niemand bäugt die Deutschen kritischer als die Deutschen. Ein Volk ist sich unheimlich. Die kritische Distanz ist angesichts der Geschichte nachvollziehbar. Gleichwohl wünscht man den Deutschen zu dreissig Jahren Mauerfall etwas mehr Gelassenheit. Die jüngsten Debatten sind schriller und verkrampter, als sie sein müssten. Das Land tut sich schwer mit der Vervielfältigung des Parteien- und Meinungsspektrums. Vor allem der Zuwachs von rechts löst Ängste aus, wird aber auch politisch hysterisiert von Parteien, die lieber den Gegner anschwärzen, als an der Qualität ihrer eigenen Programme zu arbeiten.

Hitler-Keulen vs. Hitler-Dogmen

Die Folge ist eine Inflation des Nazi-Vorwurfs. Die angeschlagene Linke, vor allem die darniederliegende SPD, bewältigt den Stress ihres Niedergangs mit anschwellender Aggressivität gegen alles, was rechts der Mitte unterwegs ist. Leider spielen die Medien, mehrheitlich links, mit auf der Klaviatur der sterilen Empörung. Zielscheibe sind längst nicht mehr nur die Abgeordneten der rechtsbürgerlichen AfD. Mittlerweile trifft die Hitler-Keule auch unbescholtene Ex-Minister wie Thomas de Maizière, einen braven Gefolgsmann der Kanzlerin, die den Aufstieg der Rechten ermöglichte, indem sie ihre CDU zu stark nach links verschob.

Kann man in Deutschland noch sagen, was man denkt? Ja, sicher, doch mit der neuen Vielfalt steigen die Empfindlichkeiten. Deutsch-



aufstrebende AfD ein interessanter Streit um die deutsche Identität. Wer sind wir? Was ist Deutschland? Diese Frage hat sich seit dem Mauerfall verkompliziert. Vorher war es klar: Die Westdeutschen hatten die EU als Ersatzvaterland. «Postnationalismus» lautete das

Die Gralshüter der Korrektheit verirren sich im Dschungel ihrer Denkverbote.

Gebot der Stunde. Der deutsche Nationalstaat verschwand, angeblich für immer, auf der Sondermülldeponie der deutschen Geschichte.

Im Osten sollten die Deutschen kollektiv zu Kommunisten umerzogen werden, doch die Sowjetunion wurde ausserhalb der profitierenden Funktionärselite wohl nie als Heimat akzeptiert. Kam hinzu, dass eine Aufarbeitung der deutschen Vergangenheit mit ihrem hypertrophen NS-Nationalismus in der «antifaschistischen» DDR als unnötig beiseite geschoben wurde. Was im Westen wiederum nachhaltiges Misstrauen erzeugte.

So prallen seit dem Mauerfall zwei deutsche Identitäten aufeinander: Die europäische Ersatz-Identität der Westdeutschen kollidiert mit der tiefgekühlten Sehnsucht vieler Ostdeutscher. Sie wünschen sich nach vierzig Jahren Sowjetunion «ihr» Deutschland zurück; nicht das Deutschland Hitlers, aber auch nicht das postnational desinfizierte EU-Deutschland des Westens.

Natürlich flirren in der ostdeutschen Gefühlswelt auch nationalistische Giftgase mit, die unter der Eisdecke des Sozialismus eingefroren waren. Das rechtfertigt aber nicht den pauschalen Nazi-Vorwurf an die neuen Bundesländer. Die Ostdeutschen sind international-

land ist heute ein offeneres, vielstimmigeres Land als noch vor zehn Jahren. Einstige Tabuthemen sind inzwischen Teil der offiziellen politischen Debatten. Selbst linksliberale Organe wie die *Zeit* kommen nicht darum herum, die von ihnen zunächst glorifizierte Migrationspolitik der Kanzlerin kritisch zu durchleuchten. Das ist Ausdruck einer Normalisierung. Deutschlands politische Öffentlichkeit rückt nach der Linksverschiebung der Merkel-Ära wieder etwas nach rechts. Das geht nicht ohne Getöse auf allen Seiten ab.

Vieles verflüssigt sich. Dabei lösen sich skurrilerweise auch altbewährte Tabus auf. Die Nachkriegsdeutschen im Westen wurden mit dem Dogma erzogen, Hitlers Regime und dessen Untaten seien singulär, unvergleichbar, absolut einzigartig im Bösen. Das schlimmste geistige Vergehen stellte in Deutschland bis vor kurzem die Relativierung der hitlerschen Verbrechen dar. Ironischerweise werfen heute die gleichen Deutschen, die früher unnachgiebig auf die Einhaltung des Singularitätsdogmas gepocht haben, mit «Nazi»-Vorwürfen nur so um sich. Ohne es zu merken, relativieren und verharmlosen die fleissigen Nazi-Jäger die einzigartige Bösartigkeit der Nazis, deren Unvergleichbarkeit sie doch so engagiert gefordert haben. Die Gralshüter der Korrektheit verirren sich im Dschungel ihrer Denkverbote.

Zwei deutsche Identitäten

Auf einer etwas tieferen, ernsthafteren Ebene allerdings ist die Auseinandersetzung um die

sozialistisch geschädigt. Deshalb haben sie ein unverkrampfteres Verhältnis zum Reizwort «national» als die Westdeutschen, die sich alles Nationale ausgetrieben haben.

Noch ist keine Versöhnung in Sicht. Die europäisierten Westdeutschen, auch in der AfD, reagieren höchst allergisch auf die nationalen Parolen aus dem Osten. Die Irritationen sind grösser als üblich, weil das Nationalwollen der Ostdeutschen auf Verunsicherung und wachsende EU-Skepsis im Westen trifft. Das kriselnde Ersatzvaterland löst nicht mehr automatisches Vertrauen aus. Die Unsicherheit produziert Gehässigkeit.

Umgekehrt sehen sich viele Ostdeutsche fundamental missverstanden. Auch sie haben recht. Was sie als den Versuch einer Rückeroberung ihrer deutschen Heimat in Freiheit nach vierzig Jahren kommunistischer Heimatlosigkeit empfinden, trägt ihnen aus dem Westen Nazi-Vorwürfe ein. Mittlerweile verbunkern sich beide Lager in ihrem gegenseitigen Missverständnis.

Solange sie aneinander vorbeireden, bleiben die Deutschen ein Volk ohne Heimat: Im Osten wollen sie den Nationalstaat zurück, den es nicht mehr gibt. Im Westen zweifeln sie am Vaterlandsersatz EU, der den Nationalstaat hätte überwinden sollen. Und kein Politiker ist in Sicht, der willens und imstande wäre, den Krampf zu lösen.

Mehr Geschichte, weniger Physik

Wohlverstanden: Deutschland ist vielfältiger und demokratischer denn je. Mehr Vielfalt, mehr Demokratie heisst aber auch: mehr Meinung, mehr Diskussion, mehr Auseinandersetzung, mehr Streit. Mehr Normalität. Das muss man aushalten. Nicht jeder, der sich mehr Deutschland und weniger EU wünscht, ist ein Nazi. Deutschland taut auf, seit dreissig Jahren. Die alten Politikartelle brechen ein. Freiheitliche Impulse kommen aus dem Osten. Das ist gut so. Verkräften es die Westdeutschen?

Die bewegliche Machtphysikerin Angela Merkel betrieb ihre Politik lange Zeit klug als gefühlsfreie Fortsetzung der Naturwissenschaft mit anderen Mitteln, das Ohr jeweils dicht am Puls statistisch ermittelter Mehrheiten. Gut möglich, dass jetzt bald ein Kanzler, eine Kanzlerin gefragt sein werden, die mehr von Geschichte als von Physik verstehen.

Die faszinierende Aufgabe wird es sein, den nationalen Freiheitsdrang der Ostdeutschen ins europäische Ersatzvaterland der Westdeutschen einzuschmelzen. Es geht um Nuancen, nicht um ein Entweder-oder. Eine neue Balance ist gesucht. Wie viel EU ist sinnvoll, wie viel nationale Eigenverantwortung darf es sein? Die Deutschen können sich der Debatte stressfrei stellen. Das Ergebnis wird ein besseres Deutschland sein. Und eine bessere EU.

Arthrose-Drama mit Happy-Hand.

Handchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

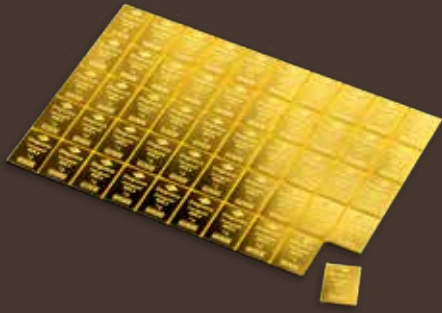
Spitze für Sie.



Degussa



GOLD UND SILBER.



DIE MAGIE DES GOLDES. SEIT 6000 JAHREN EINE GANZ RATIONALE ENTSCHEIDUNG.

Seit mehr als 6000 Jahren überdauert Gold alle Weltreiche, alle Währungen und damit auch alle Finanzblasen. Das wird auch in Zukunft so bleiben – weil physisches Gold anders als Papierwährungen nicht beliebig vermehrbar ist. Als grösster banken-unabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen. Alle unsere Degussa Barren verfügen über eine Banken-Valorenummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen
und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH



VERKAUFGESCHÄFTE:

BLEICHERWEG 41 · 8002 ZÜRICH
TELEFON: 044 403 41 10

QUAI DU MONT-BLANC 5 · 1201 GENÈVE
TELEFON: 022 908 14 00

ZÜRICH | GENÈVE | FRANKFURT | MADRID | LONDON

«Der Schweiz fühle ich mich ganz tief verbunden»

Von Wolfgang Koydl — Hans Modrow, der letzte SED-Ministerpräsident der DDR, war eine Schlüsselfigur der deutschen Wiedervereinigung. Er spricht über die dramatischen Tage im November 1989, die Zukunft des Sozialismus und über Wendehäse wie Angela Merkel.

Eigentlich hätte er der Michail Gorbatschow der DDR werden sollen, der grosse Reformers des kommunistischen deutschen Staates. Der damalige Kremlchef selbst hatte Hans Modrow als Nachfolger des Fossils Erich Honecker ausgewählt. Aber es kam anders, und so blieben dem überzeugten Sozialisten Modrow am Ende kaum mehr als fünf Monate, um die DDR zu reformieren, bevor sie in der Bundesrepublik aufging.

Nach dem Mauerfall am 9. November 1989 wählte ihn die DDR-Volkskammer zum letzten Ministerpräsidenten, den die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED) stellte. Im April wurde er vom CDU-Mann Lothar de Maizière abgelöst, der der Wunschkandidat von Helmut Kohl war. Trotz seiner 91 Jahre ist Modrow heute noch immer politisch aktiv. Er sitzt im Ältestenrat der Linken, jener Partei, die aus der SED hervorgegangen war, und hat in deren Hauptquartier ein kleines Büro. Im Regal stehen, wie könnte es anders sein, die Werke von Marx und Engels.

Mit welchen Gefühlen denken Sie an die DDR zurück?

Meine Rückkehr aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft im Januar 1949 ging noch in die sowjetische Zone, und alles war mir fremd. Mit der Gründung der DDR hatte ich das Gefühl: Hier ist deine Heimat, ein Land, das Frieden will und in dem der Grundsatz «Nie wieder Faschismus» gilt. Im Vertrauen auf diese Politik habe ich eine Familie gegründet und selbst im Auf und Ab der Zeit an der Entwicklung der DDR mitgewirkt.

Andere Ex-DDR-Bürger wie Angela Merkel oder Joachim Gauck haben sicher andere Erinnerungen. Liegen sie falsch?

Oder haben sie sich nur besser angepasst?

Merkel und Gauck zeigen grosse Lücken in ihren Erinnerungen. Es entsteht der Eindruck, der Herrgott gäbe Bildung und Befähigung im Schlaf, aus dem sie 1990 aufgewacht sind. Sie stellten sich als ewige Bundesbürger dar, die keine Anpassung brauchen.

Wie haben Sie die dramatischen Stunden und Tage im November 1989 erlebt?

Die zwischen [SED-Chef Egon] Krenz und [dem Ostberliner SED-Sekretär Günter] Schabowski abgesprochene Pressemeldung [über eine Öffnung der Grenze, d. Red.] kannte ich nicht. Drei Dinge gingen mir beim Anblick der Bilder von der Bornholmer Strasse durch den Kopf: Der innenpolitische Druck hebt sich auf; die politische Führungskette ist nicht stabil; hoffentlich gibt es kein Chaos. Ein Glück, dass die Kräfte der Grenzer und der Passkontrolle entschlossen und umsichtig gehandelt haben.

Haben Sie gedacht, dass das Ende der DDR, der SED-Herrschaft so schnell kommt?

Früher hiess es: Alles kommt aus Moskau. Heute wird nur nach der SED gefragt. Ab 1987 hatte Gorbatschows «Perestroika» einen Prozess der Implosion der Sowjetunion ausgelöst, der trotz der Ablehnung durch Honecker und sein Politbüro nun auch die DDR erreichte. Die Kette der Ereignisse ab August 1989 gehört hier zur Betrachtung. Ungarn öffnet die Grenze, die BRD und Österreich geben der Regierung Németh dafür

zwei Milliarden Mark. Am 9. November 1989 wird die Grenze nicht nur um Westberlin, sondern zur BRD überhaupt geöffnet. Am 2./3. Dezember 1989 treffen sich Bush und Gorbatschow auf Malta. Die Siegermächte checken ab. Modrow und Kohl treffen sich am 19. Dezember 1989 in Dresden. Auch US-Aussenminister Baker und Mitterrand, Präsident Frankreichs, sind noch im Dezember 1989 zu Gesprächen in der DDR. Alles mit kurzen Fristen, aber mit hoher Achtung für die DDR. Am 1. Februar 1990 kam, nach gründlicher Bewertung aller Dinge, meine Pressekonferenz mit «Für Deutschland – einig Vaterland».

Länder wie Polen, die Tschechoslowakei oder Ungarn befan-

den sich 1989 in einer ähnlichen Ausgangsposition wie die DDR – nur dass sie keinen reichen West-Onkel hatten. Im Rückblick: Lief es bei diesen Staaten besser?

Die genannten Länder waren nicht geteilt. Sie wurden mit dem Sieg über den Faschismus befreit und haben auch selbst gegen den deutschen Faschismus gekämpft. Der Zerfall der Sowjetunion und das Ende der Integration haben sie auch schwer getroffen. Eine

Besatzung nach dem Zweiten Weltkrieg hatten sie nicht erlebt. Die BRD hat nach der deutschen Vereinigung diese Länder zur billigen, verlängerten Werkbank gemacht, was trotz Beitritt zur EU noch immer das soziale Zurückbleiben dieser Länder prägt.

Das Grundgesetz sah vor, dass das ganze deutsche Volk eine neue Verfassung ausarbeiten und annehmen sollte. Stattdessen wurde das bundesdeutsche Grundgesetz dem grösseren Deutschland übergestülpt. War das vertretbar?

Mit dem Beitritt der DDR zur BRD hat sich die staatliche Vereinigung vollzogen. Das geschah auf der Basis des Artikels 23 des Grundgesetzes. Real betrachtet hat die BRD bis heute keine Verfassung, wie es der Artikel 146 vorgibt. Die Missachtung des Entwurfes einer neuen DDR-Verfassung im Prozess der Vereinigung war und ist ein Akt fehlender Verfassungsdemokratie. In vielen Bereichen, wie zum Beispiel beim Lohn, bei der Rente, der Anerkennung von Lebensleistungen, ist eine Zweiheit geblieben. Eine ostdeutsche Zukunftskonzeption steht daher weiter auf der politischen Tagesordnung.

Willy Brandt hatte gesagt, es müsse zusammenwachsen, was zusammengehört. Wie viel gehörte damals Ihrer Meinung nach zusammen zwischen der DDR und der BRD?

Als der Alterspräsident des Bundestages Brandt vom Zusammenwachsen dessen, was zusammengehört, sprach, war ich Mitglied des Hohen Hauses. Da meine Eltern und Geschwister Bundesbürger waren und ich DDR-Bürger, war es für mich wie für Millionen anderer zunächst eine ganz persönliche Sache. Der Sozialdemokrat Brandt meinte aber mehr: soziale Gerechtigkeit, Frieden nach innen und aussen, Offenheit und Vertrauen. Wir haben als Kollegen oft über solche Dinge gesprochen.

Im Westen hört man bis heute den Vorwurf, die Ostdeutschen seien notorische Meckerer und Querulanten, die dem Westen nur auf der Tasche lägen und von Demokratie keine Ahnung hätten. Im Osten beklagt man, vom Westen nach brutaler Raubrittermanier überfallen und an die Wand gedrückt worden zu sein. Was ist richtig?

Bis heute erleben wir, wie richtig die Mahnung Willy Brandts war und wie weit wir davon immer noch entfernt sind. An der Spitze keiner Universität unseres Landes steht jemand aus dem Osten. Unter den Eliten im



Hans Modrow, 91.

«Wie ich vom Westen ausspioniert wurde, wird nicht offengelegt.»



«Unterschiedliche Realitäten»: Modrow (l.) und Bundeskanzler Kohl auf der Ostseite des Brandenburger Tores in Berlin, 22. Dezember 1989.

Hochschulwesen sind gerade fünf Prozent Ostgeborene. Es sind die unterschiedlichen Realitäten, die Probleme schaffen, Einfluss auf Gefühle nehmen. Bis 2030 wird die Überprüfung Ost in öffentlichen Ämtern fortgesetzt. Wie ich vom Westen mehr als fünfzig Jahre ausspioniert wurde, wird geschützt und nicht offengelegt.

Sie sind im Ältestenrat der Linken, einer Partei, die sich lange als Interessenwahrer der Ostdeutschen sah. Stattdessen scheint die rechte rechte und überwiegend von Westdeutschen geführte Alternative für Deutschland (AfD) in diese Rolle geschlüpft zu sein. Was macht die AfD richtig? Was machen die anderen falsch?

Meine Betrachtungen gehen hier nicht von Falsch oder Richtig in der Politik einer Partei aus. Die Nachkriegsgeschichte war eine Phase des Kalten Krieges, der Vereinigung zu einem grösseren Deutschland. Was wir jetzt erleben, ist wieder Wachstum und Streben nach einem Grossdeutschland. Das Deutschland vom 3. Oktober 1990 gibt es nicht mehr. Regierungsbildungen in Bund und Ländern werden beinahe zur Blamage. Es gibt Stimmungparameter für Parteien und ihrer Politik, Gesellschaftsanalyse fehlt. Antikommunismus wird betrieben, die Verbrechen des Faschismus werden als «Vogelschiss» in tausend Jahren deutscher Geschichte bezeichnet. Die Linke sollte kritisch prüfen, ob ein aufrechter Gang oder eine Anpassung das richtige Zeichen der Zeit ist. **Eine Shell-Studie hat kürzlich ergeben, dass zwei Drittel aller Jugendlichen in**

Deutschland glauben, ihre Meinung nicht offen sagen zu können. Andere Erhebungen kommen zu ähnlichen Ergebnissen in anderen Altersgruppen. Das klingt nicht viel anders als in der DDR?

Als 1956 der KPD [Kommunistische Partei Deutschlands] in der BRD verboten wurde, stand im Zentrum des Verbots die Meinungsfrage. Freunde von mir gingen wegen ihrer Meinung ins Gefängnis oder verloren ihren Arbeitsplatz. Entscheidungen solcher Art gab es auch in der DDR. Was sich also fortsetzt, sind Elemente aus dem Kalten Krieg, die es auf beiden Seiten gab. Wie die Studien, die leider wohl sehr einseitig sind, zeigen, leben sie im vereinten Deutschland als Verletzung von Menschenrecht wieder auf beziehungsweise weiter.

Sie stammen aus einfachen Verhältnissen, waren Maschinenschlosser und haben eine klassische sozialistische Karriere gemacht. Was bedeutet der Sozialismus für Sie? Sind Sie noch immer Kommunist?

Die Parteien, denen ich angehörte, ob SED, PDS [Partei des Demokratischen Sozialismus] oder die Linke, trugen keine kommunistische Bezeichnung. Ich verstand und verstehe mich als revolutionärer Sozialist, was ich zum Beispiel so auch bei Friedrich Ebert, dem Sohn des ersten Reichspräsidenten, Mann des Widerstandes gegen den Faschismus, Oberbürgermeister der Hauptstadt der DDR, Berlin, empfunden habe.

Hat, angesichts der Schwäche sozialdemokratischer Parteien, der Sozialismus eine Chance, ja überhaupt eine Zukunft?

1998 sagte Volodia Teitelboim, Vorsitzender der KP Chiles, zu mir, es sei Zeit, nach unserer Niederlage wieder neu über Sozialismus nachzudenken. Angela Merkel, die beim Studium ihres Fachs auch das allgemeine Fach Marxismus-Leninismus studierte, reist nach China, um grosse Handelsverträge abzuschliessen. Ich reise in die Volksrepublik, um zu verstehen, was Sozialismus chinesischer Prägung bedeutet. Es stellt sich die Frage: Hat Merkel, die die Interessen des deutschen Kapitals vertritt, von dem ein guter Freund Chinas, Helmut Schmidt, den Begriff des Raubtierkapitalismus hinterlassen hat, den richtigen Blick, oder ist meine Sicht auf Sozialismus auch mit chinesischer Prägung richtiger und ausgewogener? Die Zukunft wird es zeigen.

Mit ihren direktdemokratischen Elementen hat die Schweiz ein anderes politisches System als andere demokratische Staaten. Wie stehen Sie zum Schweizer Modell?

Die Teilung in Modelle fällt mir, aus der Sicht eigener Erfahrungen, schwer. Ich möchte es auch hier schon überhaupt nicht mit dem Blick von aussen versuchen. Mein Erleben der Schweiz besagt, die demokratischen Rechte des Volkes für Mitbestimmung sind demokratischer und ausgeprägter als in den anderen Ländern Europas. Ich meine, nur so ist die Neutralität der Schweiz zu bewahren, nur so erklären sich die Achtung einer vielfältigen Kultur und der Sprachen und die gemeinsame Verbundenheit der Schweizer mit ihrer Heimat. Für mich ist die Schweiz ein wunderbares Land, dem ich mich ganz tief verbunden fühle.

Deutschland, wohin?

Von Thilo Sarrazin — Wenn man die Gründe für den Erfolg der AfD in die Ecke ostdeutscher Sozialpathologie verschöbe, würde man sie missverstehen, ja verharmlosen.



Das Ergebnis der Landtagswahl in Thüringen war nicht überraschend: Wie in Sachsen und Brandenburg wurde die Partei des amtierenden Ministerpräsidenten zur stärksten Kraft – das begünstigte in Sachsen die CDU, in Brandenburg die SPD und in Thüringen die Linke –, und in allen drei Ländern wurde die AfD mit rund einem Viertel der Stimmen die zweitstärkste Kraft. Überall stieg die Wahlbeteiligung stark an. Der Wahlkampf und das begleitende Medienecho erweckten den Eindruck, als ginge es nicht um eine Landtagswahl, sondern um eine Grundsatzentscheidung zwischen dem moralisch Guten und dem Bösen – Letzteres repräsentiert durch die AfD.

Leider ist es richtig, dass aus der AfD immer wieder nationalistische und fremdenfeindliche Äusserungen kommen, die ganz offenbar im Trüben fischen. Insbesondere der Thüringer AfD-Vorsitzende Björn Höcke fällt regelmässig durch radikale Sprüche auf, die sich unverhohlen an sprachliche Bilder anlehnen, wie sie im Nationalsozialismus üblich waren. Da es sich bei Björn Höcke um einen akademisch ausgebildeten Studienrat für Geschichte handelt, muss man unterstellen, dass er genau weiss, was er tut, und exakt die Wirkung beabsichtigt, die er erzielt. Höcke ist in Thüringen nicht sehr beliebt. In seinem eigenen Wahlkreis verfehlte er das Direktmandat schmachlich und blieb hinter dem Gesamtergebnis der AfD zurück. Offenbar wählten viele Wähler die AfD trotz und nicht wegen Höcke. Mit einem freundlichen Landesvorsitzenden, der seine Worte zu wägen weiss, hätte die AfD in Thüringen möglicherweise noch besser abgeschnitten.

Im Durchschnitt sind die Stimmresultate der AfD in Ostdeutschland etwa doppelt so hoch wie in Westdeutschland. Dieser überdurchschnittliche Erfolg erklärt sich für mich teilweise daraus, dass in der DDR 45 Jahre westlicher Umerziehung ausgefallen sind: In der ostdeutschen Diktatur dampfte sich alles auf den Unterschied zwischen Kapitalismus und Kommunismus ein. Ein spezifisches kollektives Bewusstsein für deutsche Schuld wurde nicht entwickelt und vom Staat auch nicht gefördert. Wenn es deutsche Bösewichte gab, so sassen diese gemäss der herrschenden Ideologie

der DDR allesamt im kapitalistischen Westdeutschland und arbeiteten am Untergang der DDR.

Quasi als Antithese zur herrschenden SED-Diktatur wurde so in Ostdeutschland ein deutsches Nationalbewusstsein zur Quelle des Widerstandes gegen die herrschende Diktatur und zur Stütze der eigenen Identität. Solche Gefühlslagen wirken nach. Aus diesem Grund reagieren die Ostdeutschen auch dreissig Jahre nach dem Mauerfall viel sensibler als die Westdeutschen auf tatsächliche und vermeintliche Bedrohungslagen für Deutschland und die deutsche Identität. An diese spezifisch ost-



In Thüringen nicht sehr beliebt: AfD-Mann Höcke.

deutsche Gemütslage knüpft jemand wie Björn Höcke mit seinen radikalen Sprüchen an.

Die Gründe für den Erfolg der AfD würde man aber missverstehen und in gewissem Sinn auch verharmlosen, wenn man sie in die Ecke ostdeutscher Sozialpathologie verschöbe. Bundesweit liegt die AfD in Umfragen stabil bei 12 bis 15 Prozent und überflügelt zumeist die SPD. Keineswegs ist sie die Partei der Alten und zu kurz Gekommenen. Dass ihre Wählerschaft überdurchschnittlich jung ist, müsste alle anderen Parteien nachdenklich stimmen. Dass sie unter Arbeitern vor der SPD die beliebteste Partei ist, sollte vor allem die SPD alarmieren.

Ich sehe die Etablierung der AfD und die anhaltende demoskopische Schwindsucht bei CDU und SPD als Ausdruck einer allgemeinen Vertrauenskrise, deren Ausmass und Dauerhaftigkeit noch gar nicht überschaut werden kann. Wenn einmal das Vertrauen bröckelt, liest der kritische Bürger dieselben Fakten ganz anders. So können Stimmungsumschwünge entstehen, die ihre Eigengesetzlichkeit entwickeln. Dazu drei Beispiele:

— Der Görlitzer Park in Kreuzberg, ein gärtnerisch schön angelegter Naherholungsraum ähnlich dem Central Park in New York, ist seit einigen Jahren fest in der Hand von rund 200 Drogendealern aus Westafrika und von deren Kunden. Bei Dunkelheit ist er nicht mehr begehbar, wie selbst die grüne Bezirksbürgermeisterin öffentlich zugab. Polizei und Justiz werden des Problems nicht Herr. Die Händler kamen als Asylbewerber. Nach deutschem Recht können sie allenfalls kurzzeitig festgesetzt werden. Wo eine Abschiebung rechtlich möglich wäre, scheitert diese am Widerstand der Herkunftsländer.

— Ibrahim Miri, der Chef eines berüchtigten libanesischen Clans in Bremen, war vor wenigen Wochen mit einem teuren Sonderflug abgeschoben worden. Jetzt ist er wieder illegal eingereist und hat Antrag auf Asyl gestellt, weil er im Libanon von schiitischen Milizen bedroht werde.

— Der Präsident der Deutschen Lebensrettungs-Gesellschaft Berlin, Kai Wegner, wurde von grünen Abgeordneten zum Rücktritt aufgefordert, weil er den Missbrauch von Seenotrettung als Taxidienst von Afrika nach Europa kritisiert hatte. Das passt zu einer Umfrage von Allensbach, laut der 65 Prozent der Deutschen meinen, dass es in Deutschland immer mehr Tabuthemen gebe, bei denen die Meinungsfreiheit eingeschränkt sei.

Diese Beispiele wurden zufällig aus der Tagespresse ausgewählt. Sie können täglich hundertfach ergänzt werden. Wenn der Bürger Vertrauen in den Staat hat, wird er jedes einzelne Beispiel als Ausnahme von der Regel sehen und an der Überzeugung festhalten, dass Staat und Politik wissen, was sie tun, und alles im Griff haben. Ist aber sein Vertrauen einmal erschüttert, dann wird er dieselben Beispiele als Beleg dafür sehen, dass die Staatsmacht in den falschen Händen liegt und hier endlich Remedur geschaffen werden muss.

Je mehr Vertrauen die Politik verspielt, umso schwieriger wird die Rückkehr zum Zustand des ursprünglichen Vertrauens. Das spielt in die Hände jener, die den liberalen Rechtsstaat grundsätzlich kritisieren.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger Vorstand der deutschen Bundesbank und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

«Vagabundierendes rechtsradikales Potenzial»

Von Roger Köppel — Otto Schily ist einer der letzten grossen Realisten unter Deutschlands Linken. Er erinnert sich an den Mauerfall und zieht Bilanz nach dreissig Jahren Wiedervereinigung.

Berlin im Herbst. Draussen dunkelt es. Wir sitzen im Café «Einstein Unter den Linden». Otto Schily trinkt einen Ginger-Tee. Der frühere SPD-Innenminister, 87 Jahre, ehemals Mitglied der Grünen, linker Realist mit bürgerlichem Flair, kennt die deutsche Hauptstadt seit einem halben Jahrhundert. Er hat Berlin vor der Mauer erlebt, während der Mauer und nach der Mauer. «Mir kommt das alles sehr kurz vor. Fast wie gestern», sagt Schily. «Ich sehe noch die Ruinen des Zweiten Weltkriegs vor mir.»

Berlin, das ist eine Überdosis Weltgeschichte. Fast an jeder Strassenecke knallt einen die Gegenwart der Vergangenheit an. Durchs Brandenburger Tor marschierten Napoleons Legionen. Einen halben Kilometer entfernt war Hitlers Reichskanzlei aus Marmor. Heute steht dort ein Plattenbau, im Erdgeschoss das China-Restaurant «Peking-Ente». Der Hitler-Marmor, heisst es, schmücke inzwischen die russische Botschaft auf der gegenüberliegenden Strassenseite des «Einstein».

«Industrieller Selbstmord»

Nein, er habe den Zusammenbruch des Kommunismus vor dreissig Jahren so schnell nicht erwartet, erklärt Schily, dem sein stolzes Alter weder anzusehen noch anzumerken ist. «Wir haben die DDR überschätzt, hielten sie für die zehntgrösste Industriemacht weltweit, völliger Blödsinn, ein Mythos.»

Er erzählt von einem Treffen mit dem sowjetischen Präsidenten Andrei Gromyko 1986. Sehr zum Missfallen seiner grünen Freunde habe er den greisen Funktionär gefragt: «Wie erklären Sie, dass die BRD ein Gesetz hat, das die Einreise beschränkt, während die DDR ein Gesetz hat, das die Ausreise beschränkt?» – «Sie hätten sein Gesicht sehen sollen.» Eines sei ihm damals schon klar gewesen, sagt Schily: «Ein Staat, der seine Bürger einmauern und einsperren muss, kann nicht stabil sein.»

Schily gilt als Linker, aber solche Linken wie ihn gibt es nicht mehr in der Schweiz. Und auch in Deutschland mittlerweile nur noch wenige. Als Innenminister in der realpolitischen Regierung von Gerhard Schröder stand er für Sicherheit und Grenzkontrollen. Später kritisierte er Angela Merkels Flüchtlingspolitik scharf. Sonst hat er hohe Wertschätzung für die «hochintelligente» Kanzlerin.

Nonkonformist Schily ist für Kernenergie. «Wenn beim Klima der Weltuntergang droht



«Fast wie gestern»: SPD-Doyen Schily, Berlin.

und das CO₂ angeblich die entscheidende Rolle spielt», sagt er etwas spöttisch, «dann ist es verrückt, wenn wir die Kernkraftwerke abschalten, die Strom ohne CO₂-Ausstoss produzieren.» Deutschland habe die höchsten Energiepreise in Europa sowie als einziges Land auf der Welt Dieselfahrverbote. «Industrieller Selbstmord», sagt der Ex-Grüne.

Grosse Bewunderung hat Schily für die «friedliche Revolution» im Osten. Für die Westdeutschen habe es nach dem Zweiten Weltkrieg einen «gleitenden Übergang» gegeben mit Subventionen und Währungskontrollen. Die Ostdeutschen hingegen seien in einer Art Schockzustand in die Bundesrepublik eingetreten, mit einer «Aufwertung von mehreren hundert Prozent». Das halte eigentlich kein Land aus.

Ist zusammengewachsen, was zusammengehört? Mit der «gefühligen Formel» könne er wenig anfangen. Mentalitätsunterschiede seien nach wie vor vorhanden, auch Empfindlichkeiten. Doch anders als befürchtet, sei das wiedervereinigte Deutschland nicht ins Unheil des Nationalismus zurückgefallen. Das sei vor allem das Verdienst von Kanzler Helmut Kohl gewesen. Er habe die Wiedervereinigung europäisch organisiert, Gemütlichkeit statt Pickelhaube. «Da verneige ich mich», sagt Schily. Die EU sei heute fester Teil der deutschen Identität. Das schaffe ein gewisses Vertrauen.

Wo ist das grösste Problem dreissig Jahre nach dem Mauerfall? Die letzten Landtagswahlen in Thüringen, «dieser Toskana Deutschlands», seien ein Schock gewesen. Eine Mehrheit habe Linkspartei und AfD gewählt, eine «Katastrophe». Daraus gehe nichts Vernünftiges hervor. Der Grund? «In Ostdeutschland konnte kein liberales Bürgertum entstehen.» Die DDR sei eine Art Tiefkühltruhe nationalistischer Ressentiments gewesen. Das taue jetzt alles auf. Vergangenheitsbewältigung wie im Westen habe es im «antifaschistischen DDR-Staat» nie gegeben. Die AfD-Stärke sei das Produkt dieser politischen Entgletscherung.

Fan der Schweiz

Aber gibt es in Deutschland wirklich noch Nazis? Schily sieht ein «vagabundierendes rechtsradikales Potenzial». Das Problem der AfD höckescher Prägung liege vor allem im «Tonfall», im «Zungenschlag», in der Verwendung von «Triggerwörtern» aus dem Giftschrank der deutschen Geschichte. Auf der anderen Seite: «Die AfD missbraucht Sorgen und Befürchtungen, die durchaus verständlich sind.» Inzwischen spreche man viele Themen gar nicht mehr an aus Angst, es könne der AfD nützen. Der Nazi-Vorwurf werde zur Allzweckwaffe. «Wenn die AfD sagt, der Himmel ist blau, musst du heute in Deutschland sagen: Der Himmel ist grün.» Das sei «zappenduster».

Schily sieht wenig Hoffnung bei seiner «desolaten» SPD. Die habe ihren Markenkern und ihre industrielle Kompetenz vergessen, eine Partei nicht mehr der Arbeiter, sondern der Politologen und der Soziologen: «Die SPD will heute grüner sein als die Grünen.»

Während der Flüchtlingskrise hätte die damalige Führung sagen müssen: «Humanität ja, aber keine offenen Grenzen.» Die SPD, ist Schily überzeugt, stünde mit dieser Politik heute bei 35 Prozent. Die Grünen seien eine «Klientelpartei» mit der Macht über jährlich dreissig Milliarden Euro Energiesubventionen. Die FDP hält er für «merkwürdig leblos». Die nach links gerückte CDU müsse Leuten wie dem früheren Nachrichtendienstchef Hans-Georg Maassen («alles andere als ein Rechtsextremer») mehr Gewicht und Spielraum geben.

Zum Schluss lobt Schily die Schweiz. Er sei ein Fan des Konkordanzsystems mit einem Bundespräsidenten, «den niemand kennt». Diese Demokratie von unten sei über Jahrhunderte gewachsen, da müsse Deutschland noch lange an sich arbeiten. Schily wünscht sich eine «Verschweizerung Europas».

Ist er, der Antinationalist, der Freund Europas «mit seinen überlappenden Kulturen», nicht doch auch ein bisschen stolz auf sein Deutschland, das heute so friedlich in der Landschaft steht? «Mit Stolz bin ich vorsichtig, aber wir haben einiges geschafft. Wir können selbstbewusst sein, sollten aber nichts übertreiben. Britisches Understatement ist mir lieber.»

Warum Linke zur Intoleranz neigen

Von Norbert Bolz — Weil sie keine politischen Ideen mehr haben, flüchten sich Linke in moralische Polemik. Sie spalten die Welt in Gut und Böse, halluzinieren sich Andersdenkende als Faschisten und wirken wie von einem bösen Zauber verhext.

Links sein gibt es heute nur noch als Farce. Immer gleich aus der Haut zu fahren, ist nämlich ein Zeichen von Dummheit. Dass die Linken beginnen, wild um sich zu schlagen, zeigt, dass sie allmählich die Diskurshegemonie verlieren. Das ist nur deshalb noch nicht für jeden offensichtlich, weil eine unheilige Allianz von führenden Politikern und öffentlich-rechtlichen Medien jeden tyrannischen Impuls, der von links kommt, als «zivilgesellschaftliches Engagement» gutredet. Man denke nur an die Studenten, die, ähnlich wie ihre Kommilitonen in den dreissiger Jahren, Professoren daran hindern, Vorlesungen zu halten. 1969 ist das sogar dem untadeligen Linken Theodor W. Adorno widerfahren, und Jürgen Habermas hat damals zu Recht von «Linksfaschismus» gesprochen.

Den Weltrettern steht die Demokratie im Weg. Das sieht man gerade auch an Jugendbewegungen wie Fridays for Future und Extinction Rebellion. Um ihre Wahrheit zu verkünden, wollen sie denen, die widersprechen, den Mund verbieten. Sie folgen damit einer Anweisung, die Herbert Marcuse schon den 68ern gegeben hat, nämlich die «repressive Toleranz» der bürgerlichen Meinungsfreiheit durch die «befreiende Toleranz» der Revolution zu ersetzen. Gemeint war und ist: Weil unsere Gesellschaft in Gefahr ist, ist es gerechtfertigt, die Rede- und Versammlungsfreiheit aufzuheben. Das bedeutet konkret: «Intoleranz gegenüber Bewegungen von rechts und Duldung von Bewegungen von links» (O-Ton Marcuse). Gesellschaftliche Gruppen, die sich der Welt pazifistisch und humanitaristisch zeigen, wenden ihre Aggression nach innen – im unerbittlichen Kampf gegen die Andersdenkenden.

Das sieht man heute an den guten Deutschen, deren «Willkommenskultur» dann einen fanatischen «Kampf gegen rechts» braucht. Charles Dickens hat das «teleskopische Menschenfreundlichkeit» genannt: Man bewillkommnet und sorgt sich um die Fremden und Fernen, aber man hasst die Nachbarn, die anders denken.

Wörter wie Genickschüsse

Gestützt wird die linke Intoleranz von vielen Journalisten der öffentlich-rechtlichen Medien, die Argumente und Fakten durch Empörung über Andersdenkende ersetzen und das dann «Haltung zeigen» nennen. Doch welche Haltung ist das? Diese Frage führt uns



Das Gesetz des Herzens schlägt in den Wahnsinn des Eigendünkels um.

zum Kern des Problems. Von der politischen Linken ist nur noch die Haltung des «Anti-» übriggeblieben. Ob Antibürgerlichkeit oder Antikapitalismus, Antikolonialismus oder Antifaschismus – seit Jahrzehnten sind die Linksintellektuellen auf der Suche nach einem Ersatzproletariat, nach den Erniedrigten und Beleidigten, denen man die grosse Befreiung predigen kann.

So wie vor allem in Deutschland im «Kampf gegen rechts» ein Faschismus halluziniert wird, der nirgends existiert, so sucht die aggressive, weil ohne Thema dastehende Linke immer die Spaltung der Welt in Gut und Böse, die absolute Feindschaft, in der Menschen

gegen Unmensen kämpfen. Der inflationäre Gebrauch der Wörter «Nazi», «Rassist» und «Rechtspopulist» hat diese jeden Sinnes beraubt – aber sie sollen ja auch keine Begriffe sein, sondern Genickschüsse. Sie gehören zu einer Wortpolitik, die zunächst mit einer Art Sprachhygiene, jetzt aber auch mit Redeverbote operiert. Politische Korrektheit ist ein System von Sprachtabu, und wer sie durchbricht, wird selbst tabu, das heisst, man darf nicht mit ihm in Berührung kommen. Darüber wacht der linke Blockwart, der eine Karriere als Scharfrichter noch vor sich hat.

Überall scheint die schlechte Gesellschaft auf dem Vormarsch. Für ihr Denken hat man

ein Label gefunden, das mittlerweile inflationär und völlig sinnentleert gebraucht wird, nämlich «Rechtspopulismus». Das ist jedenfalls die zentrale Vokabel in der Rhetorik regierungstreuer Journalisten und jener Gefälligkeitswissenschaftler, die den Politikern zuarbeiten. Die Gefälligkeitswissenschaftler unterscheiden nicht zwischen Analyse und politischer Stellungnahme. Die politisch korrekten Journalisten unterscheiden nicht zwischen Thema und Meinung. Die Gefälligkeitswissenschaftler analysieren nicht, sondern sie warnen und mahnen – besonders gerne in Talkshows. Und die Journalisten des linken Mainstreams belehren lieber, als zu berichten. Dass sie dabei zum Grössenwahn neigen, zeigen täglich Sendungen wie die «Tagesthemen», die eine Art Volkspädagogik höherer Ordnung betreiben.

Seit Jahrzehnten sind die Linksintellektuellen auf der Suche nach einem Ersatzproletariat.

Die Entscheidung der Amerikaner für Donald Trump und der Briten für den Brexit war schlecht, die Entscheidung von Angela Merkel, über eine Million Flüchtlinge ins Land zu lassen, war gut. Die politische Einheit Europas ist gut, das Interesse an nationaler Souveränität ist schlecht. Wer die Welt so sieht, wird von den Linksintellektuellen zur guten Gesellschaft zugelassen. Alle anderen sind Rechtspopulisten. Demokratische Mehrheitsentscheidungen werden von den Linksintellektuellen, die sich von Kritikern der Macht zu deren Steigbügelhaltern zurückentwickelt haben, nur akzeptiert, wenn sie dem eigenen Programm entsprechen.

Selbstgerechte und Eingeschüchterte

Die Linksintellektuellen in den Medien und Bildungsanstalten sind zwar meist intelligent und universitär gebildet, aber wie von einem bösen Zauber verhext. Ihr machgeschützter, sentimental moralisierender Diskurs der politischen Korrektheit benutzt die Ethik als Mittel des Rechthabens und stellt jeden Andersdenkenden an den Medienpranger. Meist genügt schon ein Stirnrunzeln der TV-Moderatorin, um die Welt moralisch zu schematisieren. Die Guten hassen dann die Bösen – und zwar mit gutem Gewissen. So zerfällt die Welt des Geistes heute in Selbstgerechte und Eingeschüchterte. Wie konnte es dazu kommen?

Seit fünfzig Jahren straft uns ein zorniger Gott, indem er die Wünsche der 68er erfüllt. Mit dem berühmten «Marsch durch die Institutionen» begann damals eine Kulturrevolution, die sich im Lauf der Jahre nicht etwa abgeschwächt, sondern sogar dramatisch verschärft hat. Über «n Geschlechter» und

«Transgender» hätte Rudi Dutschke noch den Kopf geschüttelt – heute sind das regierungsunoffizielle Grundbegriffe. Und seither steht der gesunde Menschenverstand auf verlorenem Posten. Es gibt nichts Selbstverständliches mehr.

Man könnte das als Verlust der Normalität bezeichnen. In allen Lebensbereichen sind die traditionellen Standards fragwürdig geworden. Dass ein Sonett von Shakespeare wertvoller sein könnte als ein Song von John Lennon, leuchtet heute kaum mehr jemandem ein. So leben wir heute in einer geistlosen Konjunktion von Relativismus und Universalismus. Der Relativismus behauptet, dass alle Kulturen gleich viel wert sind. Und der Universalismus präsentiert sich als ein unpolitischer Humanitarismus, für den es nur noch Menschen gibt.

Politisch geadelte Hysterie

Die Universitäten, deren Geisteswissenschaften schon immer Brutstätten der Realitätsfremdheit waren, spielen in dieser Dynamik des Normalitätsschwunds eine Schlüsselrolle. Da gibt es zum einen jene Gefälligkeitswissenschaftler, die den Studenten politisch korrektes Denken beibringen und genau die «Gutachten» produzieren, die die Regierung braucht. Und da gibt es zum anderen die Zauberer und Magier, die vollkommen neue Wesenheiten erfinden. Solche *voodoo science* entsteht, wenn man vorwissenschaftliches Wissen, das kein normaler Mensch bezweifelt, «wissenschaftlich» in Zweifel zieht – zum Beispiel, dass es einen natürlichen Unterschied zwischen Männern und Frauen gibt.

Gerade die regierungsunoffizielle Kultur der sogenannten Diversity sieht keine Unterschiede mehr. Mit ihrem Diskriminierungsverbot tabuisiert sie die Unterscheidung von normal und pathologisch. Dadurch wird die Neurose zum Identitätssentwurf aufgewertet. Der Neurotiker klammert sich an seine Angst und wird darin von den Warnern und Mahnern in den Medien bestätigt. Das einschlägige Stichwort lautet hier: Identitätspolitik. Im Klartext bedeutet das, dass Hysteriker nicht mehr psychoanalytisch behandelt, sondern politisch geadelt werden.

Auch hier spielt der Linksintellektuelle eine Schlüsselrolle. Er tritt nicht nur als Volkspädagoge, sondern auch als Manager des Resentiments auf. Er weckt, nährt und organisiert den Hass, um ihn dann zu artikulieren und anzuführen. Unduldsame moralische Überlegenheit und die hohe Kunst des Beleidigtseins formen den autoritären Charakter von heute. Bei ihm tritt die Intensität der Entrüstung an die Stelle der Argumentation. So funktioniert die moralische Selbstermächtigung der Linken. Aber sie hat ihren Preis. Denn die moralische Indignation blockiert das Denken – seit Jahrzehnten haben die Linken keine Ideen mehr entwickelt.

Man kann es auch so sagen: Weil es keine linken Ideen mehr gibt, argumentiert man nicht mehr politisch, sondern polemisiert moralisch. Und ein Zweites kommt hinzu:

Weil die Linken mit ihren ökonomischen Theorien Schiffbruch erlitten haben, flüchten sie sich in ökologische Themen. Franz Josef Strauss hat sie «Wassermelonen» genannt: aussen grün und innen rot. Die grünen Puritaner berauschen sich an Vorschriften und Verboten. Und das funktioniert, weil sie den Menschen eine handfeste politische Theologie anbieten – eine Geschichte von drohendem Weltuntergang und möglicher Rettung. So wie in den sechziger und siebziger Jahren revolutionäres Klassenbewusstsein produziert wurde, wird heute apokalyptisches Umweltbewusstsein produziert. Und wie damals die Roten, so beuten heute die Grünen das Schuld- und Umweltbewusstsein der westlichen Kultur aus.

Dabei entfaltet sich eine Dynamik, die jedem Religionswissenschaftler vertraut ist: Die apokalyptische Drohung produziert Heilsorge. Deshalb tritt man der Sekte bei, wirft Bomben im Namen der Unterdrückten und Beleidigten, befreit die Hühner aus den Legebatterien, schwänzt die Schule, um die Erde zu retten, oder trennt doch wenigstens den Hausmüll. Vor allem Deutschland ist dem Taumel einer grünen Bussbewegung verfallen, deren Apokalypse von wissenschaftlichen Fussnoten geschmückt wird.

Politisch geadelte Hysterie genügt den linken Aktivisten heute aber nicht mehr. Wir sollen – die heilige Greta hat es ausdrücklich gefordert – in Panik ausbrechen. Das macht deutlich, dass es sich bei Bewegungen wie Fridays for Future und Extinction Rebellion, bei Veganern und #MeToo eigentlich um therapeutische Proteste handelt. Es geht nicht um politische, sondern um psychische Probleme. Der Konformismus ihres aggressiven Ungehorsams verschafft den Aktivisten den infantilen Trotzgenuss einer Protestidentität. Diese Bewegungen haben einen gemeinsamen Nenner. Sie sind lustfeindlich, doktrinär, ultraorthodox und humorlos. Damit bieten sie nicht nur den neuen Jakobinern, sondern auch den neuen Viktorianern eine Heimat. Und das Gesetz des Herzens schlägt in den Wahnsinn des Eigendünkels um.



Norbert Bolz ist emeritierter Professor für Medienwissenschaften an der Technischen Universität Berlin.

AVENGER





BREITLING

1884



**AVENGER CHRONOGRAPH 45 SWISS AIR FORCE TEAM
LIMITED EDITION**

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH

Ihr Immobilienraum?



4 ½ u. 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d. Limmat**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 905'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.wilerbuch.ch



1.5 Zi., 3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 1'400.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'560'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.chlimbergsteig.ch



5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'181'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'491'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.luckenholz.ch



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 771'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch



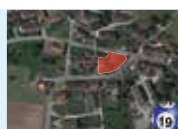
6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Chiara Moser Tel. 044 316 13 47
Preis ab 1'261'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis 936'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'111'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.paradislig.ch



4 ½ und 5 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 5 ½ u. 6 ½ Zi. DEFH und REFH
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 501'000.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch




7 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.leuberg.ch

Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder
per Telefon 052 235 80 00.



5 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus
8305 **Birchwil**, Rolf Flacher Tel. 044 316 13 21
Preis 2'039'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.mira-birchwil.ch

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch&Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
27. - 29. März 2020, Lake Side Zürich



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
3. - 6. Sept. 2020, Messe Zürich, Halle 5

Krücke statt Brücke

Von Christoph Mörgeli — Der Bundesrat will mit einer Überbrückungsrente ältere Arbeitslose unterstützen. Ein Blick auf die explodierenden Ergänzungsleistungen zeigt, wie fatal das wäre.



Schlechtes Gedächtnis: Sozialminister Berset.

Im Tempo des gehetzten Affen will der Bundesrat «die soziale Sicherheit von älteren Arbeitslosen gezielt verbessern». Die Landesregierung dürfte dabei vor allem die Begrenzungsinitiative im Visier haben, mit der die SVP auf die Nichtumsetzung ihrer Masseneinwanderungsinitiative reagiert hat. Wenn der Bundesrat jetzt die Arbeitslosigkeit der Älteren zum Thema macht, räumt er indirekt erstmals ein, dass die Personenfreizügigkeit Auswirkungen auf die Arbeitsplatzsicherheit der Endfünftziger hat.

Es handle sich bei den Überbrückungsleistungen (ÜL) um einen Teil des Massnahmenpakets «zur Förderung des inländischen Arbeitskräftepotenzials», so die Begründung von Bundesrat, Arbeitgebern und Gewerkschaften. Dies dürfte in den Ohren all jener älteren Arbeitnehmer, die ihren Job an jüngere, billigere Zuzüger aus der EU verloren haben, wie ein Hohn klingen.

Schon unmittelbar nach der Ankündigung einer Überbrückungsrente für Ausgesteuerte über sechzig bis zur ordentlichen Pensionierung ätzte die SVP, es handle sich in Wirklichkeit um eine Entlassungsrente. Denn dank diesem schlaun erdachten neuen Sozialwerk hätten die Unternehmen künftig keinerlei Skrupel mehr, ihre Mitarbeiter ab dem 58. Altersjahr zu entlassen. Aber auch die

Betroffenen selber könnten versucht sein, sich nicht mehr richtig anzustrengen, sondern sich lieber eine Übergangsrente zu ergattern.

Tatsächlich sind Überbrückungsleistungen der falsche Ansatz. Angesichts der finanziellen Schieflage sämtlicher bestehender Sozialwerke ist es ganz einfach unverantwortlich, jetzt ein zusätzliches Sozialwerk zu schaffen. Aufgabe von Politik, Wirtschaftsverbänden und Gewerkschaften wäre es vielmehr, dafür zu sorgen, dass die Berufstätigen möglichst während ihres ganzen Erwerbslebens berufstätig bleiben können. Dies entspricht auch dem Wunsch fast aller Schweizerinnen und Schweizer. Arbeitslosigkeit macht niemanden glücklich – im Gegenteil, die geistigen und körperlichen Folgen für Langzeitarbeitslose sind fatal.

Um den Faktor 25 «geirrt»

Vor allem sollten die Kostenvorhersagen für diese neue Sozialleistung skeptisch beurteilt werden. Vergessen ging etwa die Tatsache, dass heute immer mehr Menschen immer später Kinder haben. Sechzigjährige mit schulpflichtigen Kindern sind keine Seltenheit. Die vorgesehenen maximal 58 350 Franken für Einzelpersonen beziehungsweise 87 525 Franken für Ehepaare dürften dann nicht reichen und müssten durch weitere Leistungen ergänzt werden. Der Bundesrat rechnet auf der Kosten Seite mit einer Stabilisierung nach dem Jahr 2030 bei rund 260 Millionen Franken. Gleichzeitig will er 50 Millionen Franken Ergänzungsleistungen einsparen.

Diese 210 Millionen Franken erinnern an eine andere bundesrätliche Prophezeiung. In der Botschaft zur Einführung der Ergänzungsleistungen (EL) für ungenügend abgesicherte AHV- und IV-Rentner vom 21. September 1964 stand wörtlich: «Unter diesen Umständen glauben wir nicht fehlzugehen mit der Annahme, dass der vorliegende Gesetzesentwurf auf dem Gebiet der Ergänzungsleistungen Kosten in einer Grössenordnung von 200 Millionen Franken jährlich verursachen wird.»

Die tatsächlichen Kosten dieser Ergänzungsleistungen betragen heute 5 Milliarden Franken. Der Bundesrat hat sich – ohne Berücksichtigung der Inflation – um den Faktor 25 «geirrt». Merke: Unsere Landesregierung verdankt ihren guten Ruf nicht ihren Vorhersagen. Sondern dem schlechten Gedächtnis des Volkes.

1001 Problem



Saad Hariri, libanesischer Kennedy.

Der märchenhafte Prinz aus dem Paris des Orient vergnügte sich auf den Seychellen und lernte das Model Candice aus Südafrika lieben. Er war damals, vor sechs Jahren, so bezirrt von tausendundeiner Nacht, dass er ihr fünfzehn Millionen Dollar überwies. Was jetzt zu einem denkbar ungünstigen Zeitpunkt aufgefliegen ist. Denn der grosszügige Gentleman ist Saad al-Hariri, Premierminister des Libanon, zum Rücktritt gezwungen vom Aufruhr in den Strassen von Beirut und dem drohenden Staatsbankrott. Zu Spendierzeiten belief sich das Vermögen des Hariri-Klans auf geschätzte vier Milliarden Dollar, inzwischen ist es auf einen Drittel geschrumpft.

Saad el-Din Rafiq al-Hariri, 49, ist ein Potentat mit vielen Facetten: Libanese auch mit saudischem und französischem Pass, Betriebswirtschaftsstudium an der Georgetown University in Washington, Inhaber des Immobilienimperiums Saudi Oger mit vielen Staatsaufträgen und 35 000 Angestellten. Als Sunnit ist er, seit sein Vater und Vor-Vorgänger Rafiq al-Hariri 2005 ermordet wurde, die Schlüsselfigur des hoffnungslos erstarrten religiösen Machtkartells und als Regierungschef quasi gesetzt. Die christlichen Maroniten stellen den Staatspräsidenten, die schiitische Hisbollah am langen Arm des Iran dominiert das Parlament und lähmt das Land mit ihren Milizen.

Der Märtyrertod des Patriarchen legte eine Art von nachsichtigem Kennedy-Saga-Schleier über die Hariris. Doch wuchernde Korruption und Misswirtschaft haben das Land der Zedern und seinen Wasserkopf Beirut ruiniert. In der Metropole, einst Vergnügungsmagnet der Ölscheichs, fallen Strom und Wasser aus, der Müll türmt sich. Hariri hatte vor zwei Jahren schon einmal auf Druck demissioniert, am Radiomikrofon in Riad. Eine Farce; der saudische Kronprinz Mohammed bin Salman hielt ihn tagelang gefangen. Kehrt Hariri nochmals wieder, mit einer neuen Mannschaft unverdächtig Technokraten? Denn wie Tomasi di Lampedusa erkannte: Es muss sich alles ändern, damit es bleiben kann, wie es ist. Peter Hartmann

Foul an Xhaka

Von Philipp Gut — Der Schweizer Fussballer steht zu Unrecht am Pranger.



Ungefilterte Emotionen: Fussballprofi Xhaka.

Was wurde in den letzten Tagen nicht auf Granit Xhaka eingeprengelt. Der Schweizer Internationale in Diensten von Arsenal London brachte die Fans gegen sich auf, dann den Trainer und die Medien. Das Xhaka-Bashing ist auf der Insel zu einem Volkssport geworden, und auch hierzulande wurden darüber Leintücher geschrieben. Der junge Mann musste Busse tun und sich entschuldigen, als ob er ein schweres Vergehen begangen hätte.

Das ist Mumpitz. Xhaka wurde von den eigenen Fans ausgepöflet, als er das Spielfeld verliess, und reagierte seinerseits mit provokativen Handbewegungen, die sinngemäss sagen sollten: «Macht nur, mehr davon.» Das war's. Kein Stinkefinger, kein Hosenrunterlassen wie bei Mountainbiker Nino Schurter vor dem Weissen Haus in Washington.

Der Trainer gab eine schlechte Figur ab

Wir haben Xhaka an dieser Stelle für seine Doppeladler-Geste an der Fussball-WM scharf kritisiert, aber hier liegt der Fall anders. Natürlich darf man von einem Millionenverdiener im beinhalten Fussballgeschäft erwarten, dass er einiges aushält. Fussballstadien sind keine Kindergärten. Sie sind ein Ort der ungefilterten Emotionen, im Guten wie im Schlechten. Mit seiner Reaktion zeigte Xhaka, dass ihm die gelende Kritik der Fans naheging. Hätte er denn einfach den Schwanz einziehen und wie ein begossener Pudel in die Garderobe trotten sollen? Nein, das hätte nicht zu ihm gepasst.

Eine schlechte Figur gab eher der Trainer ab. Vom Chef darf man erwarten, dass er sich bei Gegenwind vor die Mitarbeiter stellt. Unai Emery machte das Gegenteil. Xhaka wurde als Captain entmachtet. Beim nächsten Spiel war er nicht einmal im Aufgebot. Die faden-scheinige Begründung: Die Mannschaft müsse sich auf den Sport konzentrieren. Gewonnen hat sie trotzdem nicht.

Es grüsst das Prekariat

Von Katharina Fontana — Die ständerätliche Rechtskommission hat beschlossen, den Kündigungsschutz auszubauen. Ziel: Schutz vor Lohndumping. Das ist der falsche Ansatz.

Verglichen mit dem umliegenden Ausland ist der Schweizer Arbeitsmarkt noch immer ein Stück liberaler und flexibler. Fragt sich, wie lange das noch so bleibt. Denn die Politik ist auf dem besten Weg, mit diesem Standortvorteil aufzuräumen. So hat die ständerätliche Rechtskommission dieser Tage überraschend beschlossen, den Kündigungsschutz auszubauen. Künftig soll jede Kündigung, bei der ein neuer Mitarbeiter zu einem tieferen Lohn eingestellt wird, als missbräuchlich gelten. Das hätte zur Folge, dass der Entlassene vom Arbeitgeber eine Entschädigung von bis zu sechs Monatslöhnen einfordern könnte.

Der Anstoss zu dieser Gesetzesänderung stammt aus dem Tessin, wo der Unmut über die italienische Billigkonkurrenz beträchtlich ist; über 66 000 *frontalieri* – doppelt so viele wie bei Einführung der Personenfreizügigkeit 2002 – kommen jeden Tag in den Südkanton zur Arbeit. So erstaunt nicht, dass 2014 zwei Drittel der Tessiner für die Einwanderungsinitiative stimmten. 2016 nahmen sie eine Änderung der Kantonsverfassung an, die einen Inländervorrang und Schutz vor Lohndumping statuiert. Man darf davon ausgehen, dass auch die SVP-Begrenzungsinitiative, die nächstes Jahr an die Urne gelangen dürfte, im Tessin auf fruchtbaren Boden fallen wird.

Dass man in der Südschweiz aufbegehrt, ist verständlich. Die Arbeitsmarktlage für die Einheimischen ist alles andere als angenehm. Wer mit Tessinern redet, bekommt regelmässig Geschichten von italienischen Hochschulabgängern oder Sekretärinnen zu hören, die sich mit Monatslöhnen von 2000 bis 3000 Franken begnügen und insofern gegenüber den Schweizern konkurrenzlos günstig sind. Die Tessiner wissen aus erster Hand, was Lohndruck heisst und welche negativen sozialen Auswirkungen mit der Personenfreizügigkeit einhergehen.

Schutzwälle gegen offene Grenzen

Die Freiheit auf dem Schweizer Arbeitsmarkt weiter einzuschränken, um den Schwierigkeiten im Tessin entgegenzuwirken, kann aber nicht die Lösung sein. Ganz abgesehen davon, dass es ein Unding ist, wenn sich die Politik zum Personalchef aufschwingt und den Arbeitgebern vorgibt, zu welchem Lohn sie neue Mitarbeiter anstellen dürfen, könnte der Schuss nämlich nach hinten losgehen: Wer einem Angestellten nicht mehr kündigen kann beziehungsweise nur noch, wenn er ihm eine saftige Entschädigung bezahlt, wird sich

auf andere Möglichkeiten besinnen. So dürfte ein Teil der Arbeitgeber versucht sein, keine festen Arbeitsverträge mehr abzuschliessen, sondern ein Gutteil des Personals nur noch befristet anzustellen – das Prekariat, wie es in Italien verbreitet ist, lässt grüssen.

Zudem ist es komplett widersprüchlich, wenn man den EU-Bürgern die Türen zum Arbeitsmarkt öffnet und gleichzeitig landesintern einen Schutzwall nach dem anderen hochzieht, um die unerwünschte Konkurrenz abzuhalten. Hier zeigt sich einmal mehr, in welcher schwierigen Lage sich die Schweiz mit der Personenfreizügigkeit hineinmanövriert hat. Doch eher, so scheint es, kippen die Politiker die Vorzüge der Schweiz über Bord, schicken ältere Beschäftigte mit einer «Überbrückungsrente» in die Frührentierung oder fördern prekäre Arbeitsverhältnisse, als am Dogma der offenen Arbeitsmarktgrenzen zu rütteln.

Im Tessin übrigens gibt seit einiger Zeit ein neues Phänomen zu reden: «Ticino addio, vado a fare il frontaliere in Italia», titelte der *Corriere del Ticino* unlängst und berichtete über die zwar noch bescheidene, in den letzten Jahren aber gestiegene Zahl von Tessinern, die ihre Zelte in Italien aufschlagen und sich zur Legion der Grenzgänger gesellen. Häufig aus dem Grund, dass ihre Löhne zu tief sind, um sich in der Heimat noch ein gutes Leben leisten zu können.



Komplett widersprüchlich: Grenze bei Chiasso.

Das Leben des Brian

Von Alex Baur — Das Bezirksgericht Dielsdorf berät über die Verwahrung des als «Carlos» bekanntgewordenen Gewalttäters. Allenthalben wird nach einem Schuldigen für den Schlamassel gesucht. Das Problem liegt beim inzwischen Erwachsenen selber.

Kurz vor dem Prozess wandte sich der mittlerweile 24-jährige, einst als Zögling «Carlos» berühmt gewordene Kickboxer und Gewalttäter via SRF-«Rundschau» an die Öffentlichkeit: Er möchte nun bei seinem richtigen Namen genannt werden. Brian, der sich auch schon als «Staatsfeind Nummer eins» aufgeplustert hat, ist der Öffentlichkeit nicht mehr abgeneigt.

Der zweifelhafte Ruhm ist das Letzte, was ihm noch bleibt. Als funktionaler Analphabet ohne jede Perspektive vegetiert Brian in einer Zelle wie ein wildes Tier im Zoo, das dreimal täglich durch die Klappe gefüttert wird. Für den gesetzlich vorgeschriebenen Freigang in Ketten werden jeweils sechs Polizisten in Spezialmontur aufgeboten. Der hünenhafte Mann gilt als gefährlich.

Brian inszeniert sich derweil als Opfer eines repressiven Staates. Nach seiner Version begann alles 2006, als man ihn als Elfjährigen zu Unrecht der Brandstiftung verdächtigt haben soll. Seither widmet er seine Existenz dem Kampf gegen den Unrechtsstaat. So sieht es auch sein Vater, ein gescheiterter Architekt, der Brian durch alle Böden verteidigt.

Alle Chancen verpasst

Die selbstgewählte Opferrolle passt schlecht zur Hartnäckigkeit, mit der Brian früher oder später jeden terrorisiert, der mit ihm zu tun hat: Er demoliert Mobiliar, attackiert Aufseher ebenso wie Mitgefangene, brüllt nächtelang in seiner Zelle herum wie ein Berserker. Die Provokationen sind primitiv, aber sie bringen jeden an seine Grenzen.

Letzte Woche hätte Brian die Möglichkeit gehabt, sich vor Gericht der Öffentlichkeit zu erklären. Doch weder mit Zureden noch durch Gewalt liess er sich aus seiner Gefängniszelle locken. Er dürfte wohl selber erkannt haben, dass seine Opfermaske einem Abgleich mit der Realität nicht standhält. Erstaunlich ist vielmehr, wie viele Chancen der Staatsapparat ihm immer wieder gegeben hat. Brian hat sie alle in den Wind geschlagen.

Ein neues forensisches Gutachten legt nahe, dass man Brians Gefährlichkeit bislang unterschätzt hat. Von einer dissozialen Persönlichkeitsstörung mit «ausgeprägten psychopathischen Wesenszügen» ist die Rede. Letzteres ist neu. Und lässt aufhorchen. Ein hoher Psychopathiewert ist keine Krankheit, die sich allen-



Therapieresistent: Staatsfeind «Carlos» in der Psychiatrie (Zeichnung).

falls auskurieren liesse, sondern eine Veranlagung.

Sondersetting beim Kickboxer

Die grenzenlose Verwahrlosung, in der er herangewachsen ist, trug sicher zum Schlamassel bei. Allerdings bemühte sich schon sehr früh ein Heer von Pädagogen und Therapeuten um den Burschen. An Brian sind sie alle gescheitert. Doch die Möglichkeit, dass ein jugendlicher nicht therapierbar sein könnte, ist in unserem System gar nicht vorgesehen.

Spätestens als Brian mit fünfzehn Jahren einen Gleichaltrigen aus nichtigem Anlass mit Messerstichen in den Rücken lebensgefährlich

verletzte, war klar, dass man es nicht mit einem harmlosen Querulanten zu tun hatte. Schon vorher war er als Gewalttäter aufgefallen. Tagelang hatte man ihn an ein Klinikbett gefesselt, weil man schlicht keine Alternative mehr sah. Eine langjährige Haft ist in unserem Jugendstrafrecht, das in Wahrheit eher ein Therapierecht ist, andererseits gar nicht möglich. Allerdings zeitigten Strafen bei Brian auch nie eine Wirkung.

Das famose Sondersetting beim Kickboxer Shemsî Beqiri war eine Notlösung. Über ein Jahr lang funktionierte das ganz gut, bis ein Dok-Film von SRF den Luxuszögling «Carlos» berühmt machte. Die Zürcher Justizdirektion bekam kalte Füsse und brach die gerichtlich angeordnete Übung ab, bar jeder rechtlichen

Grundlage, wie das Bundesgericht ein halbes Jahr später feststellte. Alle Versuche, ihn in eine neue Massnahme einzubinden, sind in der Folge gescheitert.

Vom Irrläufer zum Propheten

Seither wird von *WoZ* bis *Tages-Anzeiger* nach Schuldigen gefahndet. Nach Ansicht der *NZZ* lag der Fehler darin, dass das Sondersetting publik wurde: «Fern vom Scheinwerferlicht wären die Erfolgschancen zweifellos grösser gewesen.» Im Lichte des neuen Gutachtens erscheint indes zweifelhaft, ob Brian je einer Therapie zugänglich war. Der Bursche funktionierte zwar leidlich unter Beqiris Fuchtel. Doch ein eigenständiges Leben, eine echte Perspektive war auch damals nicht in Sicht.

Auf makabre Weise gemahnt die Karriere des Brian an den surrealen Satirestreifen «Monty Python's Life of Brian»: Als Folge einer Kette grotesker Missverständnisse wird ein Irrläufer zum Propheten, er kämpft gegen imaginäre Feinde und findet schliesslich an einer Massenkreuzigung sein Ende.

Wenn die Forensiker recht haben, ist der therapieresistente Brian im Gefängnis schlecht aufgehoben. Knäste funktionieren nach dem Prinzip von Strafe und Belohnung. Auf solche Anreize spricht er aber nicht an. Sofern kein Richter die Verantwortung für seine Freilassung auf sich nehmen will, bleibt nur die Psychiatrie. Sie allein verfügt über die Zwangsmittel – Medikamente, Mehrpunktfixierungen (Zwangsjacken im Volksmund) oder sogenannte Gummizellen –, mit denen Brian bezukommen ist. Der famose Staatsfeind «Carlos» wird damit zum namenlosen, leider gefährlichen Geisteskranken, von denen es in psychiatrischen Kliniken Dutzende gibt.



Ausland

Das US-Repräsentantenhaus stützt die Ermittlungen für ein mögliches **Amtsenthhebungsverfahren** von Donald Trump. Zwei Demokraten und alle Republikaner lehnten die Resolution ab. Ihr Protest richtet sich gegen die Verfahrensregeln: Republikaner dürfen keine eigenen Zeugen vorladen und nur unter Zustimmung der Demokraten aktiv an Verhören teilnehmen.

In Brasilien erschossen Holzfäller den indigenen «Wächter des Waldes» und Umweltaktivisten Paulo Paulino vom Stamme der Guajajara. In Russland ist das umstrittene Gesetz für ein staatlich kontrolliertes Internet in Kraft getreten.

Der vor wenigen Monaten in den Libanon abgeschobene **Clan-Chef Ibrahim Miri** ist illegal nach Deutschland zurückgekehrt und will Asyl beantragen: Er möchte sich um seine pflegebedürftige Mutter kümmern. Dresden streitet über die «Nazinotstandsverordnung», die von der satirischen Partei Die Partei angestossen wurde – Touristenverbände und Behörden sorgen sich um das Image der Stadt: **Dresden** sei frei und offen. Berlin plant ein «House of One», einen gemeinsamen Sakralbau für Christen, Muslime und Juden.

Am 3. November wird **Anna Wintour**, «Herrscherin» der Mode und seit 1988 Chefredaktorin der amerikanischen *Vogue*, siebzig Jahre alt.

Shitstorm gegen die Moderatorin und Entertainerin **Barbara Schöneberger**, weil diese in einem Instagram-Video Männer aufforderte, sich nicht mehr zu schminken.

Jane Fonda wird den vierten Freitag in Folge verhaftet. Die 81-jährige Schauspielerin hatte im Zuge allgemeiner «Friday for Future»-Proteste den Vorhof des Kapitols in Washington besetzt. Fonda verbrachte die **Nacht hinter Gittern**. Sie sei stolz darauf, sagt sie. Die USA künden offiziell das Pariser Klimaabkommen.

Trump meldet sich als Einwohner des Staates New York ab und in Florida an. In New York habe man ihn «schäbig» behandelt, schrieb er auf Twitter. In den Jahren seiner Präsidentschaft postete Trump bisher 11 000 Tweets. Derweil verabschiedet sich **Elon Musk** von Twitter. Er sei sich nicht sicher, so der Tesla-CEO, ob dieser Nachrichtendienst den Menschen etwas bringe. Es ist das zweite Mal dieses Jahr, dass Musk per Twitter verkündet, nicht mehr tweeten zu wollen.

McDonald's entlässt Konzernchef Steve Easterbrook (52) wegen dessen Beziehung mit einer Angestellten. Das saudische Königshaus bringt den staatlichen Ölkonzern Aramco an die Börse. Mit rund **1,5 Billionen Dollar** wird das grösste Going-public der Geschichte erwartet.

Boris Johnson setzt für den 12. Dezember Neuwahlen an. Der britische Premier hatte nach seinem Amtsantritt verkündet, er liege lieber «tot

in einem Graben», als die gesetzte Deadline für den Brexit zu überschreiten. Nachdem das Unterhaus den Zeitplan abgelehnt hatte, beantragte Johnson eine Verlängerung der Verhandlungsfrist mit der EU bis Ende Januar. Am Freitag besuchte Johnson zum **Wahlkampfauftakt** eine Grundschule in Suffolk. Er zeigte den Kindern historische Bilder von London und erklärte den Prozess der Enthauptung.

Inland

Die OECD fordert die Schweiz in einem Bericht auf, das **Rentenalter auf 67** zu erhöhen und die Schuldenbremse zu lockern. An ihrer Delegiertenversammlung beschliesst die Schweizerische Volkspartei, das Referendum gegen den **Vaterschaftsurlaub** zu unterstützen. Die **Kesb-Initiative** rund um Nationalrat Pirmin Schwander kommt nicht zustande: Es fehlten rund 4000 Unterschriften.

Die **Schweizerische Nationalbank** weist für die ersten neun Monate einen Gewinn von knapp 52 Milliarden Franken aus – hauptsächlich wegen Fremdwährungskäufen, um den Schweizer Franken tief zu halten. Laut Thomas Jordan hat die SNB durchaus die Möglichkeit für weitere Senkungen des **Negativzinses**. In einem Gespräch mit der *NZZ* sieht Finanzminister **Ueli Maurer** dem Brexit gelassen entgegen: Die beiden Länder hätten vereinbart, ihre Beziehung so weiterzuführen wie bisher, «einfach bilateral».

Die Grünen feiern in Bern ihren Wahlsieg. Parteipräsidentin Regula Rytz bekräftigt: «**Wir gehören in den Bundesrat.**» Im Wallis setzt sich Marianne Maret knapp gegen ihren sozialdemokratischen Herausforderer durch und holt damit auch den zweiten Ständeratssitz für die CVP. Die Zürcher Regierungsrätin Jacqueline Fehr fordert den Rücktritt des SP-Parteipräsidenten Christian Levrat.

Der Kanton St. Gallen will Projekte zur **Wärme-gewinnung aus Seewasser** vorantreiben. Seen gelten als grosse, bisher kaum genutzte Energiequellen. Genf verbietet den Taxi-Dienstleister Uber.

Am Wochenende nimmt der Schweizer Schriftsteller **Lukas Bärfuss** in Darmstadt den renommierten Büchnerpreis entgegen und hält eine historische Mahnrede: Die Nazis seien in Deutschland nie wirklich weg gewesen. Der Luzerner Spitzenschwinger Sven Schurtenberger darf in der kommenden Saison nur bei kleinen Festen antreten. Der Verband straft ihn, weil am Eidgenössischen ein kleines **Nike-Logo** an seinen Schuhen zu erkennen war. *Peter Keller*

Perlen des Nordens

TOP
Qualität
&
Preis



Katalog 2020
Jetzt bestellen!



Amsterdam–Alkmaar–Bremen–Hannover–Berlin mit eleganter MS Thurgau Chopin ****

- 1. Tag Schweiz–Amsterdam** Bahnfahrt im ICE via Frankfurt nach Amsterdam. Transfer und Einschiffung. Kabinenbezug und Abendessen an Bord.
- 2. Tag Amsterdam–Alkmaar–Den Helder** Am Morgen Grachtenfahrt⁽¹⁾ durch die Hauptstadt der Niederlande. «Leinen los!». Rundgang⁽¹⁾ durch das reizvolle Alkmaar. Weiterfahrt auf dem Nordholland-Kanal.
- 3. Tag Den Helder–Lemmer–Groningen** Schifffahrt über das IJsselmeer. Ab Lemmer Ausflug⁽¹⁾ zu den malerischen Friesenstädten Sloten und Hindeloopen. Weiterreise über die friesische Seenplatte.
- 4. Tag Groningen–Leer (Ostfriesland)** Rundgang⁽¹⁾ durch Groningen. Überquerung der Meeresbucht Dollart, einem faszinierenden Vogelparadies.
- 5. Tag Leer–Papenburg–Dörpen** Rundgang⁽²⁾ durch Leer mit Besuch des Emssperrwerks bei Gandersum. Fahrt nach Papenburg. Besuch⁽¹⁾ der Meyer-Werft.
- 6. Tag Dörpen–Oldenburg–Bremen** Weiterfahrt auf dem Küstenkanal. Ab Kampen Stadtbesichtigung⁽¹⁾ in Oldenburg mit der ältesten Fussgängerzone Deutschlands. Weiterfahrt auf Hunte und Weser.
- 7. Tag Bremen–Nienburg** Morgendlicher Rundgang⁽¹⁾ durch die bezaubernde Hansestadt Bremen. Abendlicher Rundgang⁽²⁾ durch die Fachwerkstadt Nienburg.
- 8. Tag Nienburg–Minden–Hannover** Schifffahrt nach Minden, wo der Mittellandkanal auf Brücken die 13 m tiefer fliessende Weser kreuzt. Busausflug⁽¹⁾ zum Schloss Bückeburg. Weiterfahrt nach Hannover.
- 9. Tag Hannover–Wendeburg–Calvörde** Stadtbesichtigung⁽¹⁾, Besuch des Rathauses, dem Wahrzeichen der Stadt mit grosser Kuppel und den prachtvollen Herrenhäuser Gärten. Rückkehr an Bord. Fahrt durch das beeindruckende Naturschutzgebiet Drömling.

- 10. Tag Calvörde–Brandenburg** Fahrt auf dem Elbe-Havel-Kanal ins wunderschöne Havelland bis Brandenburg. Rundgang⁽¹⁾ durch die Flussinselstadt.
 - 11. Tag Brandenburg–Potsdam–Berlin** Schifffahrt durch das Havelland nach Potsdam. Rundfahrt mit Spaziergang⁽²⁾ durch den Park von Sanssouci. Entspannung an Bord. Fahrt über Havel und Wannsee nach Berlin.
 - 12. Tag Berlin–Schweiz** Ausschiffung nach dem Frühstück. Kurze Rundfahrt (inkl.) durch die Hauptstadt Deutschlands mit Ende am Bahnhof. Rückfahrt mit dem ICE in die Schweiz zu Ihrem Wohnort.
- Berlin–Amsterdam, 11 Tage**
Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge mit kleinen Anpassungen, 1 Tag kürzer ohne Halt und Ausflug⁽²⁾ in Leer sowie ohne Rundfahrt⁽²⁾ Potsdam.

MS Thurgau Chopin **** (ex. Frédéric Chopin)

Das für norddeutsche Wasserstrassen konzipierte Schiff im Grandhotel-Stil bietet den 80 Passagieren viel Komfort und Ambiente. Kabinen mit Dusche/WC, Föhn, TV, Safe, Kühlschrank, Bordtelefon und ind. regulierbarer Klimaanlage. Die 2-Bettkabinen (ca. 12 m²) verfügen entweder über ein Doppelbett (1.50 x 2.00 m) mit zwei Matratzen oder über ein Sofabett und ein feststehendes Bett. Eine der beiden Deluxe Kabinen (ca. 13 m²) besitzt ein Doppelbett mit zwei Matratzen, die andere ein Sofabett sowie ein quer stehendes Bett. Die 1-Bettkabinen (ca. 9 m²) verfügen über ein Sofabett. Auf dem Oberdeck sind alle Kabinen mit einem franz. Balkon, auf dem HD mit nicht zu öffnendem Fenster ausgestattet. Bordausstattung: Restaurant, Panorama-Salon mit Bar, Souvenirshop sowie Sonnendeck mit Sonnensegel, Liegestühlen und Tischen. Gratis WLAN nach nach Verfügbarkeit. **Nichttraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).



Marktplatz, Bremen



Alkmaar



2-Bettkabine Oberdeck (ca. 12 m²) mit franz. Balkon



Restaurant



Panorama-Salon

11 Tage ab Fr. 2190.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. Vollpension)

Reisedaten 2020 **Es het solangs het Rabatt**

Berlin–Amsterdam, 11 T.	Amsterdam–Berlin, 12 T.
23.05.–02.06. 600	02.06.–13.06. 600
11.07.–21.07. 800	21.07.–01.08. 800
01.08.–11.08. 800 ⁽⁶⁾	11.08.–22.08. 800 ⁽⁶⁾
22.08.–01.09. 600	01.09.–12.09. 600
12.09.–22.09. 600	22.09.–03.10. 800

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Bahnfahrt 2. Klasse ab/bis CH-Wohnort, Basis ½-Tax-Abo, inkl. Platzreservation
- Transfer Bahnhof–Schiff–Bahnhof mit kurzer Stadtrundfahrt in Berlin
- Thurgau Travel Bordreiseleitung
- Zugbegleitung bei An-/Rückreise

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

	11 Tage	12 Tage
2-Bettkabine Hauptdeck hinten	2990	3190
2-Bettkabine Hauptdeck	3290	3490
1-Bettkabine Hauptdeck	3490	3690
2-Bettkabine Deluxe Hauptdeck ⁽⁵⁾	3590	3790
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	3890	4090
1-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	4090	4290
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	990	1190
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck	1790	1990
Zuschlag 2. Klasse ohne ½-Tax-Abo	40	40
Zuschlag 1. Klasse mit ½-Tax-Abo	195	195
Zuschlag 1. Klasse ohne ½-Tax-Abo	260	260
Zuschlag Flug	auf Anfrage	
Ausflugspaket (10 Ausflüge)	305	305
Jahresversicherung Allianz Einzel/Familie	124/199	

Weitere Reisen 2020 mit MS Thurgau Chopin ****

Berlin–Wolfsburg–Hamburg–Kiel **8 Tage ab Fr. 1490.–**

Stralsund–Rügen–Berlin **8 Tage ab Fr. 1790.–**

Ab-Preise, günstigste Kategorie in Nebensaison inklusive Vollpension. Details auf www.thurgautravel.ch.

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | ⁽²⁾ Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | ⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich | ⁽⁶⁾ Geändertes Programm, Details gemäss www.thurgautravel.ch
Programmänderungen, speziell aufgrund ungünstiger Wind-/Wetterverhältnisse, vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: River Chefs

Weitere Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Personenkontrolle

Sommaruga, Leuthard, Cassis, von der Leyen, Maurer, Keller, Nordmann, Français, Thorens, Marra, Jordan, Nieder, Beeler, Binder

Simonetta Sommaruga, Nachlassverwalterin, kann ein leidiges Kapitel aus der Ära ihrer Amtsvorgängerin **Doris Leuthard** (CVP) wohl bald abschliessen. Es geht um die Einführung einer elektronischen Autobahn-Vignette. Statt bloss der traditionellen Variante zum Aufkleben sollen Fahrzeughalter künftig auch eine elektronische Vignette kaufen können. Die Verkehrskommission des Ständerates winkte am Dienstag die Pläne der Verkehrsministerin durch. Im ersten Anlauf, damals noch unter Vorgängerin Doris Leuthard, scheiterte dieses Vorhaben bereits in der Vernehmlassung. Leuthard wollte nämlich die Klebe-Vignette gänzlich abschaffen und durch eine elektronische Autobahnabgabe ersetzen. Es gab unter anderem Bedenken wegen des Datenschutzes. SP-Frau Sommaruga will die E-Vignette jetzt auf freiwilliger Basis einführen und macht damit alle glücklich – wie das einstimmige Abstimmungsergebnis in der Verkehrskommission des Ständerates zeigt. (*hmo*)

Ignazio Cassis, Nebelmann, irritiert Freund und Feind. Vor einigen Tagen meldete der Korrespondent der *Aargauer Zeitung* aus Brüssel, dass der Aussenminister bei seinen Bemühungen für ein Treffen mit **Ursula von der Leyen** vorerst aufgelaufen sei. Der FDP-Bundesrat wollte laut Medienberichten mit der neuen EU-Kommissions-Präsidentin über eine weitere Episode in der Soap-Opera namens Rahmenvertrag diskutieren. Die Geschichte nimmt nun aber eine unerwartete Wendung: Nachdem er in Brüssel abgeblitzt ist, wirft Cassis mit Nebelpetarden um sich. Eine Anfrage der *Weltwoche*, ob man mit der EU-Kommission zwecks Nachbesserung des umstrittenen Rahmenabkommens das Gespräch suche, wimmelt ein Sprecher des Aussendepartements ab. Man kläre derzeit einzelne Aspekte. Der Bundesrat werde ein Abkommen mit der EU erst abschliessen, wenn zufriedenstellende Lösungen vorlägen. Das tönt ganz so, als wolle die Schweiz derzeit mit Brüssel gar nicht über dieses Thema diskutieren. Da fragt man sich: Warum bat Cassis die neue Kommissionspräsidentin in einem gemeinsam mit Bundespräsident **Ueli Maurer** (SVP) unterschriebenen Brief überhaupt um ein Gespräch? Dass es eine solche Anfrage gab, hat das EDA jedenfalls vor einem Monat gegenüber der *NZZ* bestätigt. (*hmo*)



Eigenwillige Paarung: Starkoch Nieder.



Herr der Zinsen: Notenbank-Chef Jordan.



Lokalpatriot: SP-Fraktionschef Nordmann.



Seifenoper: Aussenminister Cassis.



Glücksbringerin: SP-Magistratin Sommaruga.

Helen Keller, Aufpasserin, rügt die hiesige Justiz. In einem diese Woche veröffentlichten Urteil kritisiert die Schweizer Richterin am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte zusammen mit ihren Strassburger Kollegen, dass die Schweiz einen afghanischen Asylbewerber, der in der Schweiz vom Islam zum Christentum übergetreten ist, nach Kabul ausschaffen will, wo er Familie hat. Dies käme einer unmenschlichen Behandlung gleich, teilt das Strassburger Gremium mit. Dem Vernehmen nach muss die Schweiz in der nächsten Zeit mit mehreren, auch ausländerrechtlichen Urteilen des Strassburger Gerichtshofs rechnen, die das Potenzial haben, die Wogen hierzulande hochgehen zu lassen. Kellers Amtszeit geht im Herbst 2020 zu Ende. Bundesrat und Parlament sind derzeit daran, Kandidaten für die Nachfolge unter die Lupe zu nehmen. (*fon*)

Roger Nordmann, Witzbold, mokiert sich über den Waadtländer Ständerat **Olivier Français** (FDP). Der Freisinnige landete nach dem ersten Wahlgang hinter der Grünen **Adèle Thorens** und SP-Kandidatin **Ada Marra** auf Platz drei

und muss sich zünftig anstrengen, wenn er seinen Sitz retten will. Also tat Français das, was Politiker in solchen Situationen gerne tun: Er strich seine Meriten bei bundesbernischen Entscheidungen zugunsten seines Heimatkantons Waadt hervor. Das aber ging einem anderen Waadtländer, SP-Fraktionschef Roger Nordmann, gegen den Strich. Über Twitter konterte dieser die Selbstbeweihräucherung mit Spott und Hohn: Wahrscheinlich habe Français auch beim Bau der Cheops-Pyramide, des Kolosseums und des Aquädukts in Rom, bei der Grossen Mauer in China sowie beim Bau des Eisenbahntunnels unter dem Ärmelkanal seine Hände im Spiel gehabt. Nachfrage an Nordmann: Hat Français das alles vor oder während seiner Amtszeit als Waadtländer Ständerat geleistet? (*hmo*)

Thomas Jordan, Bankenschreck, sorgt für Unmut. Im Interview mit der *NZZ am Sonntag* betont er, der Spielraum für die Negativzinsen sei noch nicht ausgeschöpft. «Wir haben durchaus die Möglichkeit weiterer Senkungen.» Man habe das Instrument «ja nicht eingeführt, um den Leuten zu schaden». Den Banken schadet

die Massnahme indes ganz direkt: Im Zinsdifferenzgeschäft lässt sich kaum noch Geld verdienen. Vor kurzem kritisierte aus diesem Grund die Bankiervereinigung die Negativzinsen öffentlich – nur um wenig später abermals zu spüren, wer hier der Herr über die Zinsen ist: Nationalbank-Präsident Jordan. (fsc)

Heiko Nieder, Küchen-Eidgenosse, bereitet neuerdings auch Fondue zu. Der aus Deutschland stammende Spitzenkoch (19 Gault-Millau-Punkte, «Koch des Jahres 2019») hat in seiner Wirkungsstätte, dem «Dolder Grand» in Zürich, ein kleines Fondue-Chalet eingerichtet. Dieses ist teils des Schweizer liebster Käsespeise gewidmet und teils dem exklusiven französischen Champagnerhaus Krug. Mit Blick über Zürich können bis Ende Januar bis zu sechs Personen die eigenwillige Paarung geniessen. Doch Nieder wäre nicht Nieder, würde er zum Krug-Champagner einfach *moitié-moitié* auf-tischen: Die Käse-Assemblage wurde zusammen mit dem bekannten Maître Fromager **Rolf Beeler** komponiert, und als Beilage reicht Nieder nebst den obligaten *Gürkli*, ganz unschweizerisch, Sardellen aus dem Golf von Biskaya. (fsc)

Simone Binder, Männerversteherin, setzt einen pikanten Kontrapunkt zu den derzeit allgegenwärtigen Vorbehalten gegen das Maskulinum. Die Geschäftsführerin des Juweliergeschäfts Kurz Schmuck & Uhren in Basel richtet am 16. und 17. November erstmals die «Gentlemen's Affair» aus. Die grosszügigen Räumlichkeiten an der Freien Strasse, die normalerweise mehrheitlich von der Damenwelt heimgesucht werden, verwandeln sich über das Wochenende in ein Genussuniversum für den Mann. Angefangen bei den Uhren, zieht sich das Angebot weiter über Zigarren, Automobile (Maserati), Weine, Massanzüge und rahmen-genähte Schuhe. (fsc)

Nachruf



Waghalsig: Filmproduzent Evans.

Robert Evans (1930–2019) — Der Mann, der von sich sagte, ein «unverbesserlicher Zocker» zu sein, mischte die Traumfabrik genau zur richtigen Zeit auf: Als das New Hollywood die Studios und Regiestühle mit neuen, waghalsigen, innovativen und sehr lockeren Typen zu besetzen begann – und er, der Schönling, mit der stets gebräunten Haut, der angeblich von Norma Shearer «entdeckt» worden war und in «The Sun Also Rises» (1957), der Hemingway-Verfilmung, Ava Gardners Lover spielte, war der Glamour-Platzhirsch, über dessen mangelnde Bildung sich Tinseltown lustig machte, der aber zum waghalsigsten Pro-

duzenten wurde und kommerziell wie künstlerisch alle anderen abhängte. Als Robert Evans, ganz Zocker, 1961 seine Modefirma verkaufte, hamsterte er vom Geld Bestseller-Filmrechte, wurde Leiter von Paramount und beförderte in acht Jahren das marode Studio zur Nummer eins. Für «Rosemary's Baby» (1968) bootete er eiskalt den Horror-Veteran William Castle aus, der den Stoff erworben hatte, und holte den Polen Roman Polanski nach Hollywood. Er hatte ein sicheres Gespür für grosse Stoffe; von «Godfather» 1 und 2 (1972/1974) bis zur Schmonzette «Love Story» (1970), die zur wahren Goldgrube wurde. Als freier Produzent schuf er «Chinatown» (1974), der ihn um 15 Millionen Dollar reicher machte. Auch die Fortsetzung «The Two Jakes» (1990) geht auf Evans Konto.

Der Sohn eines Zahnarztes kam schon früh mit dem Showbiz in Berührung, als er in den «Radio Days» als Fünfzehnjähriger mitwirkte. Doch das Glück endete jäh, als er an Tuberkulose erkrankte, zur Rekonvaleszenz nach Miami und Havanna musste. Als er 20-jährig heimkehrte, ohne Schulabschluss, ohne Berufsausbildung, beschloss er, mit seinem Bruder eine Firma für Damenkonfektion aufzumachen. Doch die schöne Welt des Showbiz und die Lust am Zocken lockten. Er war siebenmal verheiratet, hatte zahlreiche Affären und geriet über die Finanzierung des Coppola-Films «The Cotton Club» auch noch ins Umfeld eines Mordfalls, weil er mit der Frau des Opfers Roy Radin, der am «Club» mitproduzierte, natürlich eine Affäre hatte.

Wolfram Knorr

Das Schweizer Fachgeschäft mit den besten Preisen.



Schlafwohl

SWITZERLAND SINCE 2006

Markenmatratzen & Bettsysteme



TEMPUR



bico



riposa
SWISS SLEEP



superba
Für einen guten Tag

Probeschlafen zu Hause - maximale Sicherheit vor dem Kauf

Dankbarkeit ist dünn gesät

Von Christoph Mörgeli

Der Schlag gegen den islamistischen Terror war sensationell. Und eine gute Nachricht für die freie Welt: Amerikanische Elitesoldaten haben den Chef des Islamischen Staats, Abu Bakr al-Baghdadi, im Nordosten Syriens in den Tod getrieben. Der Terroristenführer sprengte sich selber in die Luft. Bis zum Schluss zeigte er sich als verkommene Bestie, riss er doch drei Kinder und zwei Frauen mit in den Tod. Al-Baghdadi hat Mörderbanden angeleitet, Gefangene köpfen lassen und eine später getötete Amerikanerin zur Ehe gezwungen, mehrfach vergewaltigt und gefoltert.

Präsident Donald Trump hat die unangenehmen Details mit unangenehmen Worten ausgesprochen. Er hat den erfolgreichen Einsatz gegen al-Baghdadi direkt mitverfolgt und koordiniert. Auch der stellvertretende IS-Chef konnte eliminiert werden. Kein Stein der Verstecke blieb auf dem andern. Die Asche der Massenverbrecher wurde im Meer verstreut. Eine islamistische Wallfahrtsstätte soll es nicht geben. Gefangene wurden nicht gemacht. Denn wer einen Dieb vom Galgen schneidet, wird von ihm bestohlen.

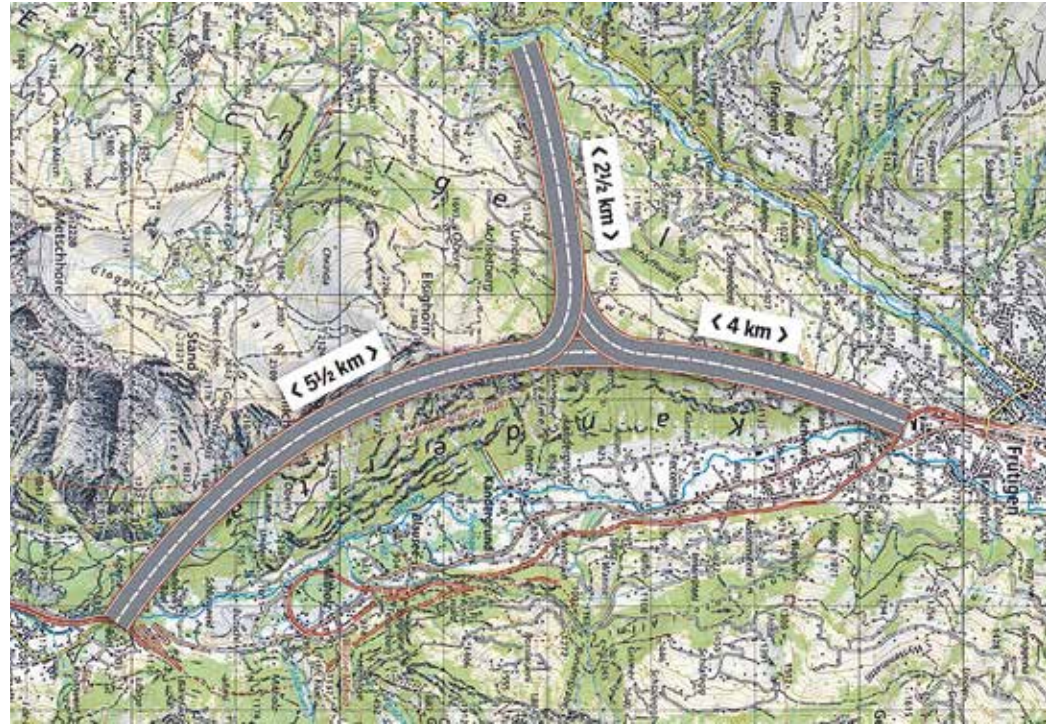
Die USA erledigen weltweit einen Drecksjob – auch und gerade für andere. Dank ihrem Einsatz sind in Westeuropa deutlich weniger islamistische Anschläge zu beklagen. Kein europäisches Land schickt Truppen ins nahöstliche Pulverfass. Obwohl die IS-Anschläge hauptsächlich Europa betroffen haben. Was man mit Geld und Menschenleben nicht bezahlen will, könnte man wenigstens mit Dank bezahlen. 2011 hat sich Angela Merkel noch gefreut, «dass es gelungen ist, Bin Laden zu töten». Damals hiess der Präsident Obama, heute heisst er Trump. Mittlerweile hat die deutsche Bundeskanzlerin vor lauter Antipathie den Hals zu voll, um danke zu sagen. Obwohl sie eben noch befürchtete, IS-Kämpfer würden ihr Land überschwemmen, weil al-Baghdadi zu deren Befreiung aufgerufen hatte.

Auch Frankreichs Präsident Emmanuel Macron reagierte eisig auf Trumps Erfolg. Er relativierte in einem simplen Twitter-Eintrag, die Operation sei «nichts als eine Etappe». Und nannte weder die USA noch den Namen des jetzigen Präsidenten. Westeuropa befindet sich in einer Anti-Trump-Schockstarre. Der amerikanische Präsident Donald Trump sollte sich trösten: Wer etwas Grosses schenkt, findet keine Dankbarkeit. Denn der Beschenkte trägt schon durch das Annehmen eine allzu grosse Last.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Mitholz wird Milliardengrab. Gut so

Von Peter Bodenmann — Mitholz wird geräumt werden. Aber zuerst muss Mitholz umfahren werden. Hoffentlich mit einem Ogi-Ypsilon.



Wahlsieger Grossen fordert, dass die Wahlverliererinnen Amherd und Sommaruga vorwärts machen.

Adolf Ogi, Samuel Schmid und Ueli Maurer hinterliessen in Blausee-Mitholz drei Millionen Kilo nichtexplodierter Munition. Auf dem Grund des Thuner-, des Briener- und des Vierwaldstättersees liegt noch mehr hochexplosive militärische Überproduktion. Weil unsere Obersten lieber Schnäpse sofften, statt Munition fachgerecht zu entsorgen. Trümmerfrau Viola Amherd beginnt jetzt mit dem Aufräumen im Raume der Bahnstation Blausee-Mitholz. Das VBS arbeitet nach dem Berner Lebensmotto: «Nume nid gsprängt, aber gäng echly hü!» Das geht dem grünliberalen Wahlsieger Jürg Grossen zu langsam. Er fordert, dass Amherd mit mehr Manpower das Problem löst. Immerhin stehen aufgrund der bisherigen Arbeit drei Dinge fest.

Viola 1: Die nichtexplodierte Munition muss und wird geräumt werden. Wir sind ja alle für eine saubere Schweiz.

Viola 2: Roboter werden nicht in den verminten Stollen arbeiten können, sondern müssen grosse, gegen aussen offene Kavernen in den Fels fräsen. Aus sicherer Distanz eine Touristenattraktion.

Viola 3: Die Siedlung Mitholz muss geräumt werden, Strasse und Bahnlinie verlegt oder stillgelegt werden. Ein Segen: Die Bern-Lötschberg-Simplon-Bahn, die in der Ära der Verwaltungsrätin Viola Amherd ein Zwanzig-Millionen-EDV-Projekt in den Sand gesetzt hat, wird sich auf Kosten des VBS etwas sanieren können.

Viola 4: Die ganze Sanierung wird irgendwo zwischen einer und zwei Milliarden Franken kosten. Und kurz darauf wird die noch teurere Sanierung der Seelandschaften zwischen Thun und Luzern folgen. Kosten, die sich rechnen, weil das VBS sonst nur im Ausland Hightech-Firlefnanz kaufen würde, anstatt in der Schweiz Arbeit zu schaffen. Neben Viola Amherd noch gar nicht erwacht ist Simonetta Sommaruga.

Simonetta 1: Bevor Mitholz nicht geräumt ist, kann mit dem unnötigen teilweisen Ausbau der zweiten Lötschbergtunnelröhre gar nicht begonnen werden, weil unkontrollierte Kettenexplosionen den Bauplatz zerstören könnten.

Simonetta 2: Die Strasse zwischen Frutigen und Kandersteg kommt 2020 ins Nationalstrassennetz. Bevor Amherd beginnen kann, müsste Sommaruga zwischen Frutigen und Kandersteg einen Strassentunnel, ein Ogi-Ypsilon, verwirklichen. Tempo Teufel. Feldwege Richtung Wallis reichen nicht. Vor dem Loch warten die Bohrmaschinen der Firma Frutiger. Nomen est omen.

Simonetta 3: In diesem Tunnel könnte und müsste man auch eine 380-kV-Leitung verlegen, weil wegen der Klimaerwärmung bald auch kalifornische Feuerstürme das Frutigtal heimsuchen könnten.

Alles wird gut. Nur eben viel zu langsam.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Links, rechts, vorwärts marsch

Von Kurt W. Zimmermann — Eine statistische Frage: Kommen linke Blätter oder konservative Blätter beim Leser besser an?

Zuerst die Erfolgsstory für Rot. Die am weitesten links stehende Zeitung der Schweiz ist die erfolgreichste Zeitung der Schweiz.

Die linke *Wochenzeitung* ist das einzige abonnierte Blatt im Land, das in den letzten zehn Jahren die Auflage steigern konnte. Allerdings steht man mit 18 000 Exemplaren in einer kleinen Nische. Dieselbe Abo-Auflage haben auch Wochentitel wie die *Bauernzeitung* oder das *Gastro-Journal*.

Dennoch stellt sich die Frage: Ist journalistischer Erfolg eine Frage der Ideologie? Haben linke Zeitungen mehr Erfolg als rechte Zeitungen?

Wir vergleichen zur Antwort die Auflagen von 2009 mit jenen von 2019. Wir wählen jene sechs Titel, die in den letzten zehn Jahren am konsequentesten einen linken oder einen konservativen Standpunkt vertraten.

Die sechs konservativsten Titel waren die bürgerliche *NZZ*, ihre etwas mildere Schwester *NZZ am Sonntag* sowie die *Weltwoche* und die *Basler Zeitung*. Dazu kommen die *Luzerner Zeitung*, die von allen Regionalblättern stets am weitesten rechts stand, sowie die *Sonntagszeitung*, die im Tamedia-Konzern dieselbe Position besetzt.

Bei den progressiven Titeln sind gesetzt der *Blick* und seine noch etwas linkere Schwester *Sonntagsblick*, die vielfach auf SP-Linie waren. Dazu kommen die zwei rotesten Tageszeitungen des Landes, der links-grüne *Tages-Anzeiger* und der grün-linke *Bund*, plus die *Wochenzeitung* und der wirtschaftskritische *Beobachter*.

Titel	Auflage 2019	Auflage 2009	+/-
NZZ	104 000	150 000	-31%
Basler Zeitung	40 000	88 000	-55%
Weltwoche	41 000	82 000	-50%
Sonntagszeitung	146 000	194 000	-25%
NZZ am Sonntag	111 000	129 000	-15%
Luzerner Zeitung	110 000	127 000	-13%

Seit 2009 haben die führenden konservativen Blätter im Schnitt 28 Prozent an Auflage verloren.

Titel	Auflage 2019	Auflage 2009	+/-
Tages-Anzeiger	130 000	209 000	-38%
Beobachter	245 000	308 000	-21%
Blick	107 000	247 000	-57%
Wochenzeitung	18 000	14 000	+29%
Sonntagsblick	130 000	247 000	-48%
Der Bund	34 000	53 000	-36%

Seit 2009 haben die führenden linken Blätter im Schnitt 38 Prozent an Auflage verloren.



Am erfolgreichsten: die linke *Wochenzeitung*.

Rechtskonservative Blätter, so der Vergleich, kommen bei den Lesern besser an als links-progressive Produkte. Sie verloren seit 2009 zehn Prozent weniger an Auflage.

Leichte Vorteile

Den Niedergang auf der linken Seite muss man aber etwas relativieren. Er geht zu gutem Teil auf das Konto der *Blick*-Gruppe. Eine Ursache ist sicher, dass man beim *Blick* zu oft an den Lesern vorbeischiebt, Leser, die heute meist SVP wählen. Aber man muss fairerweise auch sagen, dass das Internet dem Boulevard besonders hart zusetzte.

Die konservativen Blätter schlagen sich besser. Das zeigt sich etwa bei der bürgerlichen *Luzerner Zeitung*, die viel erfolgreicher war als ihre rot-grünen Pendanten von *Tages-Anzeiger* und *Bund*.

Auch auf dieser Seite aber muss man etwas relativieren. *Weltwoche* und *Basler Zeitung* waren die einzigen zwei Blätter der neueren Mediengeschichte, die eine politische Kurskorrektur vollzogen und von ihrer vormalig linksliberalen Linie zu einer dezidiert bürgerlichen Haltung schwenkten. Es war unvermeidlich, dass damit zusätzliche Leser aus ideologischen Motiven absprangen.

Wir können zusammenfassen: In den letzten zehn Jahren sind die Auflagen der Presse schwer in die Minuszone geraten – mit leichten Vorteilen auf der konservativen Seite.

Hoffen auf Heiko

Von Henryk M. Broder — Preis für Verständigung und Toleranz.

Vorletzten Montag, am 28. Oktober, reiste Bundeskanzlerin Angela Merkel von Berlin nach München, um den Theodor-Herzl-Preis entgegenzunehmen, der ihr vom World Jewish Congress,



der Dachorganisation jüdischer Gemeinden in über hundert Ländern, verliehen wurde. Charlotte Knobloch, Präsidentin der jüdischen Gemeinden von München und Oberbayern, sagte in ihrer Laudatio auf die Preisträgerin: «Machen Sie weiter so. Mit Ihrem Einsatz für jüdische Bürger in unserem Land, für Europa und für Israel als jüdischem Staat wüsste ich keinen würdigeren Preisträger als Sie.»

Es war nicht der erste Preis, mit dem die Kanzlerin für «ihren Einsatz für jüdische Bürger in unserem Land» geehrt wurde. In ihrer Sammlung stehen bereits drei Ehrendoktorhüte israelischer Universitäten: Jerusalem, Tel Aviv und Haifa, der Leo-Baeck-Preis, die Leo-Baeck-Medaille, der Heinz-Galinski-Preis, der Abraham-Geiger-Preis, dazu der Preis für Verständigung und Toleranz des Jüdischen Museums Berlin. Heuer geht der Preis für Verständigung und Toleranz an Heiko Maas, den Aussenminister der Bundesrepublik.

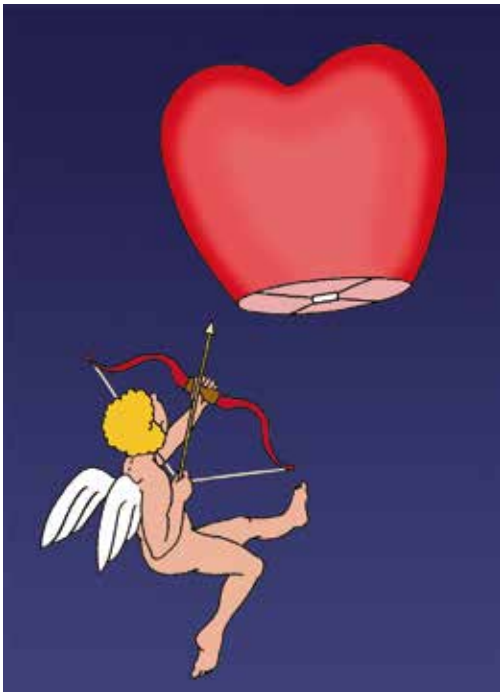
Der 1966 geborene Jurist aus dem Saarland ist mit dem Bekenntnis aufgefallen, er sei «wegen Auschwitz in die Politik» gegangen, also um ein zweites Auschwitz zu verhüten.

Es geht an dieser Stelle nicht darum, ob Merkel und Maas eine solche Ehrung verdient haben. Ich denke: nein, aber das ist Ansichtssache. Es geht um die Frage, warum jüdische Institutionen Preise an Politiker verleihen, die – im besten Fall – das tun, wofür sie gewählt wurden: für das Wohlergehen aller Bürger des Landes zu sorgen.

Die etwa 200 000 Juden in Deutschland machen ein Viertelprozent der Bevölkerung aus. Sie wollen keine «Sonderbehandlung», auch keine positive. Aber nicht erst seit dem Anschlag auf die Synagoge in Halle wissen sie, dass es für Juden immer gefährlicher wird, in Deutschland zu leben. Sie wollen geschützt werden. Und sie hoffen, dass eine persönliche Beziehung zur Kanzlerin oder einem ihrer Minister sie beschützen wird, wenn es eines Tages darauf ankommt. Das haben Juden immer und überall gehofft: als *dhimmi* in der islamischen Welt, im Zarenreich, im Kaiserreich, zuletzt in Weimar. Genützt hat es nichts. Aber wer weiss, eines Tages könnte es klappen.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man Leute, die Luftballone verbieten wollen, «gefährlich» nennen?

Markus Bucheli, Schwarzenberg

«Gefährlich» ist ein gefährliches Wort. Tatsächlich ist es in vielen holländischen Gemeinde bereits heute verboten, Ballons unkontrolliert steigen zu lassen, weil die «Luftfahrzeuge leichter als Luft» (so der technische Begriff) ja irgendwo wieder herunterkommen, mit grösster Wahrscheinlichkeit in der freien Natur, möglicherweise zum Schaden von Tieren. Aus umwelthygienischer Sicht macht es keinen Unterschied, ob Sie die Gummidinger dem Wind übergeben oder gleich direkt in einen Teich oder auf die grüne Wiese schmeissen. Wenn Sie es trotzdem nicht sein lassen können, wäre also zumindest Diskretion angezeigt. Kurzum: leider nein. *Alex Baur*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Betrachten wir uns getrost auch als unnützlich. Das eröffnet die Perspektive auf das Wesentliche in unserem Leben.» *Albert Sigrist*

Weise Vorhersehung

Nr. 44 – «Von Schweizern und <Schweizern>»; Kolumne von Christoph Mörgeli

Auch ich erlebe in meinem Beruf täglich «Schweizer» und Nicht-Eidgenossen (ich hoffe, ich darf das schreiben, ohne strafrechtliche Sanktionen befürchten zu müssen). An dieser Stelle bin ich meinen Eltern dankbar, die mir durch die Anfangsbuchstaben meines Vor- und Nachnamens eine wunderbare Abkürzung als echter Schweizer verliehen haben: nämlich EG wie Eidgenosse. Dies in weiser Vorhersehung der schweizerischen Zukunft und der Entwicklung unserer Gesellschaft in diesem einst herrlichen Land.

Eric Geiser, Birsfelden

Am Rockzipfel

Nr. 44 – «Frauen verstärken den Linksdrall»; Philipp Gut und Christoph Mörgeli über das neugewählte Parlament

Ich finde, wir haben schon lange einen Mutterstaat: Der Bürger wird zum Kind degradiert, das von der Wiege bis in den Tod am Rockzipfel der Mutter hängenbleiben soll. Eigenverantwortung gilt als gefährlich, es könnte ja etwas Schreckliches passieren. Kollektiv betrachtet, hat sich der Mutterinstinkt ausgebreitet. Der Ausgleich zwischen Mutter- und Vaterstaat ist verlorengegangen. *Esther Moser, Basel*

Fehlender Mut

Nr. 43 – «Europa vor der nächsten Welle»; Christopher Caldwell über Migration

Ein relevanter Beitrag zu einem Thema, über das leider nie eine sachliche und offene Diskussion geführt wird. Es ist höchste Zeit, sich mit diesem Problem zu beschäftigen. Leider fehlt es an politischem Mut und an Einsicht, sich mit der Situation zu befassen und eine geeignete Strategie anzusteuern.

Alexander Maresca, Dornach

Wieso muss es immer wieder die *Weltwoche* sein, die in entscheidenden Zukunftsfragen schonungslos analysierend ausleuchtet? Obwohl die grüne Welle Europa durchspült, bleibt die Masseneinwanderung aus dem bevölkerungsexplodierenden Schwarzafrika, verbunden mit der demographisch beängstigend schrumpfenden europäischen Bevölkerung, ein zentrales Problem. Wer bei der Masseneinwanderung genau hinschaut, wird zur Kenntnis nehmen müssen, dass es keine durch Gewalt und Terror verfolgte Menschenströme



Perspektive aufs Wesentliche: Weltwoche-Cover.

sind, sondern junge Männer zwischen 18 und 30 Jahren, die Wirtschaftsflüchtlinge sind und nie Asylantenstatus bekommen dürften. Als ideologischer Nebeneffekt wird gleichzeitig auch noch der Islam in Europa implantiert. Es gilt, wenigstens im Rechtsstaat Schweiz dagegenzuhalten.

Roger E. Schärer, Trin-Mulin.

Es geht um ein Problem, das auch wesentlich zum Klimawandel beiträgt. Wirtschaftswachstum allein kann dieses nicht bewältigen. Doch was gibt es für Lösungen? Das Bevölkerungswachstum Afrikas muss als eine «Tragik der Allmende» gesehen werden. Als Ausweg aus dieser Tragödie dient das Recht auf Eigentum. Daher muss der wesentliche Widerspruch bereinigt werden, derjenige zwischen dem Recht auf Eigentum (wozu auch die sozialen Netze gehören) und dem Recht auf Lebensunterhalt. Begründen lässt sich dies auch mit einer Anwendung des kantischen Imperativs: Lebe so, dass die Menschheit gut fortbestehen kann, wenn alle so handeln wie du!

Gernot Gwehenberger, Dornach

Edle Bescheidenheit

Nr. 43 – «Unnütze Knechte»; Kolumne von Peter Ruch

Wie sagt man so schön: «Die Demut der Puritaner führte sie zum Segen» – wie wahr ist diese Feststellung. Besonders erfreulich war die Passage über die vierzig Jahre Blocher-Beschimpfung. Die vielen Angriffe haben ihn vermutlich

stärker gemacht als Unternehmer und Christ. Wir überschätzen unsere Leistungen und unsere Erfolge oft wegen unseres Egos. Bescheidenheit ist eine edlere Eigenschaft. Betrachten wir uns getrost auch als unnützlich. Das eröffnet die Perspektive auf das Wesentliche in unserem Leben. *Albert Sgrist, Wohlen*

Ablassmillionen

Nr. 43 – «Ursprung des westlichen Denkens»; Essay von Tom Holland

Die christliche Idee, dass zwar nicht vor dem Kaiser, aber vor Gott alle Menschen gleich seien, hatte im alten Rom revolutionäre Sprengkraft und wurde denn auch blutig verfolgt: Zum Kaiser durfte es keine Alternative geben, seine Autorität war unanfechtbar, unfehlbar. Die mittelalterlichen Päpste verfielen demselben Machtwahn, bis der Protest der Evangelikalen dieser ersten Welle des Ultramontanismus entgegentrat: dem Geldtransfer von Nord nach Süd mittels Ablassmillionen. Der schweizerische Ultramontanismus war der Vorwand, die katholischen Kantone ein halbes Jahrhundert lang vom Bundesrat fernzuhalten. Der heutige Ultramontanismus ist wieder finanzieller Art: Der Norden, vor allem Deutschland, lieh der Europäischen Zentralbank Billionen und Aberbillionen Euro, um den Süden über Wasser – in der EU – zu halten. Wo bleiben die Proteste gegen diesen modernen ultramontanistischen Geldtransfer?

Oskar B. Camenzind, Brunnen

Verkehrt

Nr. 44 – «Beschaffungsluxus bei den VBZ»; Christoph Mörgeli über Kungelei in Zürich

13,7 Millionen Franken dividiert durch 500 entspricht Fr. 27 400 pro Uniform. Jetzt werden wir sicher noch hören, wie die Umwelt geschützt wird durch das Busfahren in Begleitung von elegantem Personal, das während der Fahrt die Gäste mit frischen Getränken und schmackhaftem Essen betreut. Reiner Unsinn!

Peter Goldstern, Lessoc

Als Freund von Wappen und Fahnen ärgere ich mich über das verkehrt dargestellte Zürcher Wappen auf den neuen VBZ-Uniformen. Man hätte diese sofort refüsieren sollen und leistet hoffentlich die Zahlung erst, wenn das Problem befriedigend gelöst ist.

René M. Levkowitz, Forch

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Seit ein paar Monaten habe ich eine indische Freundin, die schon lange in der Schweiz lebt. Wir vertragen uns gut, haben aber ein Problem: Unsere politischen Ansichten gehen sehr weit auseinander. Sie steht weit links, ich bin klar rechts. Mein Eindruck ist, dass ich mit Linken weniger Mühe habe als sie mit Rechten. Wir sind noch nicht direkt aneinandergeraten, aber ich spüre einfach, dass hier Welten zwischen uns liegen. Erotisch funkt es sehr zwischen uns. Eine gute Chemie scheint also trotz politischen Differenzen möglich. Ich frage mich aber, ob es auf lange Sicht wirklich funktionieren kann, wenn ein Mann und eine Frau politisch ganz unterschiedlich ticken. *R. L., Luzern*

Die Frage stellt sich: Wie weit können Mann und Frau zusammenleben, obwohl sie verschiedene Ansichten haben? Bei Ihrer Partnerschaft gehen die politischen Ansichten sehr weit auseinander – wie Sie schreiben. Zwei Menschen, die sich gegenseitig schätzen und lieben, können

auch verschiedene Ansichten haben, ohne dass die Verbindung darunter leidet. Aber wenn die Partner dies nicht mehr ertragen können, dann führt es zum Bruch.

Im Allgemeinen ist eine politische Differenz nicht so belastend, wenn die Beziehung im Übrigen stimmt. Diese unterschiedliche politische Auffassung kann natürlich störend sein, wenn der Partner oder die Partnerin in einem Beruf tätig ist, in dem die politische Auffassung entscheidend ist. Für einen Politiker zum Beispiel, der wichtige politische Veränderungen herbeiführen will, kann eine völlig gegensätzliche Meinung in einer Partnerschaft nicht tragbar sein.

Was macht ein Partner, wenn er in einer Partnerschaft dauernd kritisiert oder gar entwürdigt wird, nur weil die Gegenseite etwas anderes für richtig hält? Das dürfte wahrscheinlich kaum gehen, auch wenn es – wie Sie schreiben – erotisch funkt. Dass ein Partner durch seine Überzeugung die Beziehungsperson zu einem Gesinnungswechsel bringt, ist nicht auszuschliessen. Gelingt dies nicht, gilt auch hier: Es ist alles eine Frage des Masses. Bei allzu grosser Verschiedenheit muss man eventuell den Beruf ändern oder sogar die Partnerschaft wegen allzu grosser Verschiedenheit abbrechen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Kunststoff – besser und nachhaltiger als sein Ruf

ab Montag, 11. November, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 18. November,
täglich um 17.25 Uhr auf



und unter:

www.fokus-kmu.tv

Er will dafür sorgen, dass alles gut wird

ETH-Klimaphysiker Reto Knutti würde mit seinem ganzen Geld darauf wetten, dass der Mensch für die globale Erwärmung verantwortlich ist. Seine Forderung an die Politik: netto null Treibhausgase. Ist das noch Wissenschaft? Von Erik Ebnetter

Immer donnerstags, wenn die *Weltwoche* erscheint, wird ETH-Professor Reto Knutti zum Medienkritiker. Er schreibt dann auf Twitter zum Beispiel: «Liebe *Weltwoche*, wenn einer sagt, die Sonne scheint, und der andere, es regnet, dann ist es eure Aufgabe, nach draussen zu gehen und zu sehen, was stimmt, nicht zu schreiben, die Wissenschaft streite sich.» Nun, an diesem Donnerstag Ende Oktober, an dem ein Interview mit der kanadischen Klimaaktivistin Severn Cullis-Suzuki in der *Weltwoche* zu lesen ist, empfängt Klimaphysiker Knutti in seinem Büro in Zürich zum Gespräch. Die Fenster geben den Blick frei auf die Stadt, die einem hier buchstäblich zu Füssen liegt. Vom See bis zum Prime Tower ist alles zu sehen. Draussen regnet es nicht, was nicht heisst, dass die Sonne scheint. Grautöne dominieren das Bild.

Knutti ist in diesem Klimawahljahr zu einem der einflussreichsten Professoren des Landes aufgestiegen. Wenn er auf Twitter gegen sogenannte Klimaleugner oder -skeptiker austeilte, sind ihm die Schlagzeilen sicher. Die *NZZ am Sonntag* machte ihn im März zu einem Helden in ihrem Stück über den internationalen «Klimakrieg». «Der zuverlässige Faktenlieferant», überschrieb der *Tages-Anzeiger* im April ein Porträt über ihn. Im August war Knutti zu Gast bei Roger Schawinski im Schweizer Fernsehen. Es dürfte in der Schweiz zurzeit keinen Naturwissenschaftler geben, der stärker in den Medien präsent ist.

Gefragt ist Knutti auch bei Politikern. So erklärte er der CVP-Fraktion, was es mit dem Klimawandel auf sich hat. Und beim Wahlkampfauftakt der Grünen sass er auf dem Podium, was ihm jetzt, darauf angesprochen, etwas unangenehm zu sein scheint. «Oh, Sie waren auch dort? Also, ich habe lange gezögert, ob ich das machen soll.» Gehe es bei einer Veranstaltung nur um Politik, lehne er die Einladung ab. Tatsächlich hat er keine Wahlempfehlungen abgegeben, nicht für eine Partei und nicht für einzelne Kandidaten – «obschon ich mehrmals darum gebeten worden bin».

Öffentlicher Dank der Rektorin

Dass er Berührungängste mit der Politik habe, lässt sich trotzdem nicht behaupten. Nachdem Grünen-Präsidentin Regula Rytz am Wahlabend einen Klimagipfel gefordert hatte, twiterte Knutti: «Gerne erwarte ich Terminvorschläge.» Und damit allen klar war, worüber man zu sprechen haben würde, setzte er hinzu: «Traktanden: netto null Treibhausgase.»

An der ETH ist man von diesem aktivistischen Kommunikationsstil nicht nur begeistert, wie zu hören ist. Knutti selber erzählte einmal, dass ihm «sehr prominente» Kollegen gesagt hätten, er solle sich besser auf Forschung und Lehre konzentrieren. Die offizielle Position ist eine andere: ETH-Rektorin Sarah Springman dankte Knutti jüngst öffentlich dafür, dass er wissenschaftliche Erkenntnisse beharrlich in die Öffentlichkeit trage.

Knutti erklärte vor einiger Zeit in einem vielbeachteten Blog-Beitrag, «warum wir uns einmischen». Gemeint war die Wissenschaft, als deren Sprecher er gleichsam auftrat. Er schrieb, dass Forscher darauf hinweisen müssten, «wenn Fakten verzerrt werden, Wissenschaft instrumentalisiert wird oder Massnahmen nicht genügen», und zwar auch «auf die Gefahr hin, dass der Wissenschaft unterstellt wird, sie sei politisch nicht neutral».

Das heisst nicht, dass er sich Parteinahme vorwerfen lassen will. Als er erklärt, weshalb er für eine Reduktion der Treibhausgase auf netto null wirbt, hebt sich seine Stimme zum einzigen Mal in dem zweistündigen Gespräch ein klein wenig. «Die Schweiz hat entschieden, die Pariser Klimaziele zu unterstützen, wir haben das unterschrieben!» Es sei nicht Aufgabe der Wissenschaft, der Politik solche Entscheidungen abzunehmen. Aber wenn die Politik ihre Ziele festgelegt habe, müsse die Wissenschaft zeigen, wie sie sich umsetzen liessen. Es führe

Wenn er auf Twitter gegen «Klimaleugner» austeilte, sind ihm die Schlagzeilen sicher.

kein Weg daran vorbei, die Emission von Treibhausgasen langfristig auf netto null zu reduzieren, wenn man die globale Erwärmung bis 2100 unter zwei Grad Celsius gegenüber dem vorindustriellen Niveau halten wolle, wie das in Paris vereinbart worden ist.

Der Punkt ist ihm wichtig, mehrmals kommt er darauf zurück: Wo sind die Grenzen wissenschaftlichen Engagements? «Meine Arbeit wird durch öffentliche Gelder finanziert, also hat die Öffentlichkeit ein Anrecht, zu erfahren, was ich tue und wie ich die Ergebnisse meiner Arbeit einschätze», sagt Knutti. Er würde allerdings keine Expertise abgeben, die nichts mit seinem Fachgebiet zu tun habe. «Ich sage nicht, wie man die Reduktion von Treibhausgasemissionen erreichen soll: ob mit Verboten, Lenkungs-

abgaben, Subventionen oder wie auch immer. Das müssen Ökonomen tun.» Dass ihm zuweilen vorgeworfen wird, er schlage sich auf die Seite der Linken und sei Verboten nicht abgeneigt, ärgert ihn sichtlich. «Es geht nicht um links oder rechts, es geht um Physik.»

Was Knutti für sich in Anspruch nimmt, scheint für andere weniger zu gelten. Kürzlich forderten einige Zürcher Hochschulstudenten ein Verbot, fossile Energien zu erforschen. Der Sprecher der Gruppe hat eben an der ETH sein Studium abgeschlossen. «Es gibt heute junge Menschen, die entscheiden sich für Klimawissenschaft, weil sie die Welt retten wollen», sagt Knutti. Er wertet diese Entwicklung nicht, betont aber, dass er Physik studiert habe, weil dies sein Lieblingsfach im Gymnasium gewesen sei.

«Sechser im Lotto»

Geboren wurde Knutti 1973 im Berner Oberland, wo er die ersten acht Jahre aufwuchs. Diese Zeit bezeichnet er als prägend. Bis heute fühle er sich als Oberländer und sei begeisterter Skifahrer und gerne in den Bergen unterwegs. Später lebte er mit der Familie – Mutter, Vater, jüngere Schwester – in Münchenbuchsee bei Bern, wo die Eltern ein Internat leiteten. Der Vater war ursprünglich Primarlehrer, die Mutter hatte eine KV-Ausbildung gemacht und bei einem Garagisten das Büro geführt. Knutti war der Erste in der Familie, der studierte.

Grüne Themen hätten ihn in seiner Jugend kaum beschäftigt. Waldsterben, Tschernobyl, Schweizerhalle – die heissdiskutierten Umwelt Ereignisse der damaligen Zeit? «Ich wusste davon, aber es hat mich nicht gross interessiert.» Dass er einmal bei der Klimaphysik landen würde, habe er nicht erwartet. «Es war mehr oder weniger Zufall.»

An der Universität Bern, wo Knutti in den neunziger Jahren studierte, mussten angehende Physiker alle möglichen Kurse belegen, von der Atom- bis zur Quantenphysik. Erst am Schluss des Studiums, bei der Diplomarbeit, war man gezwungen, sich zu spezialisieren. «Ich hatte damals noch keine Ahnung vom Klimawandel», sagt Knutti. Er besuchte die verschiedenen Lehrstühle und informierte sich, welche Projekte es gab. Schliesslich entschied er sich, seine Arbeit bei Thomas Stocker zu schreiben.

Stocker, ein Physiker aus Zürich und seinerzeit junger Professor in Bern, ist ein Pionier der Klimamodellierung. Diese Teildisziplin der Umweltphysik will zeigen, wie sich das Klima entwickelt. Ihre Computermodelle zählen zu



«Es geht nicht um links oder rechts, es geht um Physik»: Klimaforscher Knutti auf der Polyterrasse in Zürich.

den komplexesten, die je programmiert wurden. Nur Supercomputer sind fähig, die Berechnungen in vernünftiger Zeit durchzuführen.

Knutti erzählt, es habe ihn gereizt, mit solchen Maschinen zu arbeiten. Dies sei aber nicht der einzige Grund für seine Hinwendung zur Klimaphysik gewesen: «Ich wollte etwas tun, dessen Nutzen sich meiner Grossmutter erschloss.» Natürlich hätte er sich auch mit der Suche nach dem Higgs-Teilchen befassen können, wie es die Forscher am Cern in Genf tun. «Das ist sehr interessant, aber sehr theoretisch. Was macht es für einen Unterschied, ob das Higgs-Teilchen existiert oder nicht? Die Welt bleibt dieselbe.»

Nach der Diplomarbeit doktorierte er bei Stocker, ohne an eine wissenschaftliche Karriere zu denken, wie er betont. Sein Weg führte in die USA, wo er von 2004 bis 2007 in Colorado am nationalen Zentrum für Atmosphärenwissenschaft arbeitete. Er widmete sich dort vor allem der Frage, wie sich jene Unsicherheiten in Voraussagen bestimmen lassen, die durch Vereinfachungen in den Klimamodellen entstehen. «Es braucht sicher Idealismus, wenn man mit über dreissig und einem Dokortitel für 3000 Franken im Monat arbeitet», sagt Knutti und liegt damit nicht falsch. Andere Physiker verdienen in diesem Alter in der Finanzbranche ein kleines Vermögen, indem sie Derivate entwickeln.

Am Ende holte Knutti aber den «Sechser im Lotto», wie er es nennt: eine Assistenzprofessur für Klimaphysik an der ETH. Er erhielt so einen Job an einer weltweit führenden Hochschule, die erst noch in seiner Heimat liegt und ihm die Perspektive auf eine Lebensstelle bot, um sich mit seinem Lieblingsthema zu beschäftigen. «Man muss dafür natürlich wissenschaftlich top sein, aber ich hatte schon auch unglaubliches Glück», sagt Knutti. «Es war für lange Zeit die einzige Professur in der Schweiz, die ich mit meinem Profil besetzen konnte. Wäre ich drei Jahre älter gewesen, hätte ich die Alterslimite überschritten. Wäre ich drei Jahre jünger gewesen, hätte mir die Auslandserfahrung gefehlt.»

So sicher wie die Gravitationstheorie

Seither hat er eine steile Karriere gemacht. Längst ist Knutti ordentlicher Professor und war für den jüngsten Uno-Weltklimabericht von 2014/15 als koordinierender Leitautor tätig. Er verantwortete dabei das Kapitel über den «Langzeit-Klimawandel», das zusammen mit dem Kapitel über den menschlichen Anteil an der globalen Erwärmung den grössten Einfluss auf die internationale Politik hat. Die Klimaziele von Paris, verabschiedet im Dezember 2015, gehen unter anderem darauf zurück. Clarivate Analytics führt ihn auf ihrer Liste der meistzitierten Klimawandel-Forscher. Der Preis der Brandenberger-Stiftung, den er 2018 für seine Arbeit und deren Vermittlung erhielt, ist mit 200 000 Franken dotiert.

Früh schon suchte Knutti, der als Kind «extrem scheu» gewesen sei, die Öffentlichkeit.

Er war noch nicht lange Assistenzprofessor an der ETH, als er im Dezember 2007 in der *Sonntagszeitung* warnte, die Erde werde sich bis 2100 um ein bis sechs Grad Celsius erwärmen. Gleichzeitig schränkte er ein, «es wäre zu optimistisch, zu sagen, dass wir die Unsicherheit in zehn Jahren massiv reduziert hätten».

Heute, fast zwölf Jahre später, sieht er sich bestätigt. Die Projektionen seien ungefähr gleich geblieben: plus eineinhalb bis sechseinhalb Grad Celsius bis 2100. Allerdings verstehe man inzwischen viel besser, wie das Klimasystem funktioniere. Dass eine neue Theorie alles auf den Kopf stellen wird, hält Knutti für ausgeschlossen: «Das ist etwa so wahrscheinlich wie, dass es jemandem gelingen wird, die Gravitationstheorie zu widerlegen.»

Die Grundlagen der Klimaphysik reichen fast zwei Jahrhunderte zurück. Es war Joseph Fourier, ein französischer Mathematiker und Physiker, der 1824 erstmals den Treibhauseffekt beschrieb. Seither sind Tausende Fachartikel er-

«Ich habe ein Problem damit, wenn man sagt, die Wissenschaft sei sich uneins. Das stimmt einfach nicht.»

schienen, die erklären, wie der Prozess abläuft. Knutti sagt: «Der Mensch ist der dominante Faktor der globalen Erwärmung, weil er Treibhausgase freisetzt. Darauf würde ich mit meinem ganzen Geld wetten.» Er macht eine kurze Pause. «Gut, besonders viel ist das nicht.»

Sein Humor ist trocken, was nicht heisst, dass Knutti nicht auch bestimmt auftreten kann. Kürzlich lieferte er sich eine Kontroverse mit Patrick Frank, einem amerikanischen Chemiker, der an der Universität Stanford forscht. Frank schrieb in der *Weltwoche*, die Prognosen einer CO₂-getriebenen Erwärmung seien «weder zuverlässig noch glaubwürdig». Er argumentierte, die Klimamodelle enthielten annahmebedingte Fehler, die sich fortpflanzen würden. Knutti sagt: «Sorry, das ist einfach Unsinn. Frank hat nicht verstanden, wie Klimamodelle funktionieren. Sie können es mir glauben oder nicht: Die Wissenschaftswelt lacht über einen solchen Artikel.»

Auf Nachfrage veranschaulicht er den Vorwurf, den er Frank macht. Es gebe Fehler, die sich aufsummieren würden, und andere, die konstant blieben. Eine Uhr, die jede Minute um eine Sekunde nachgehe, sei nach zwei Minuten um zwei Sekunden daneben. Eine Waage, die jeden Tag ein Kilo zu viel anzeige, sei immer um das gleiche eine Kilo falsch. Die Klimamodelle verhielten sich wie eine Waage. «Sie sind nicht hundertprozentig präzise – wenn sie es wären, könnte man mich entlassen, weil meine Arbeit getan wäre –, aber sie sind gleichbleibend unpräzise, und das ist entscheidend.»

Überhaupt gibt sich Knutti unbeeindruckt, wenn es um Einwände gegen die Ergebnisse der

Klimawissenschaft im Allgemeinen und des Uno-Weltklimarats im Besonderen geht. Die Kritik renommierter Forscher – etwa von Richard Lindzen, Judith Curry, Lennart Bengtsson oder John Christy – bezeichnet er durchwegs als «interessant». Allerdings würden diese Wissenschaftler den Zusammenhang von Treibhausgasen und Erwärmung nicht bestreiten, wie Frank dies zumindest indirekt tue. Zudem gehörten sie alle zur älteren Generation, die nicht oder kaum mehr in der Forschung aktiv sei.

Was ist mit dem israelischen Physikprofessor Nir Shaviv, 47, der sagt, der Einfluss des CO₂ auf den Klimawandel sei viel geringer, als der Weltklimarat behauptete (*Weltwoche* Nr. 41/19)? Shaviv argumentiert, es sei vor allem die Sonnenaktivität, die das Klima beeinflusse. Knutti lächelt. «Ja, Shaviv ist eine Ausnahme. Seine Arbeit ist interessant, aber alle, die sie untersucht haben, kommen zum Schluss, dass er falschliegt.»

Tatsächlich weiss Knutti die grosse Mehrheit seiner Kollegen hinter sich. Ob es nun 97 Prozent sind, wie oft gesagt wird, spielt keine Rolle: Die meisten Klimaforscher stellen fest, dass sich die Erde erwärmt, weil der Mensch fortwährend Treibhausgase freisetzt. Was tun? «Ich habe kein Problem damit, wenn man sagt: «Das ist mir egal», erklärt Knutti. «Ich habe ein Problem damit, wenn man sagt, die Wissenschaft sei sich uneins. Das stimmt einfach nicht.»

Der Satz seines Lebens

Ob er wirklich so entspannt mit der «Egal»-Haltung umgeht, muss offenbleiben. Spricht er über die sogenannten Klimaskeptiker, macht er etwas, was er sich eigentlich untersagt hat: Er redet im Expertenjargon eines Faches, das nicht sein eigenes ist, nämlich der Sozialpsychologie. Die Skeptiker – dazu zählt er auch grosse Teile der *Weltwoche* – litten beim Thema Klimawandel unter einer «kognitiven Dissonanz», erklärt er. Sie könnten es nicht mit ihrem neoliberalen Weltbild vereinbaren, dass die globale Erwärmung ein Problem sei, das die unsichtbare Hand des Marktes nicht zu lösen vermöge.

Welche politischen Überzeugungen er selber hat, will Knutti nicht verraten. Er sagt nur: «Ich bin sicher kein grüner Kommunist, wie es mittlerweile schon heisst.» Mit seiner Frau, einer Klimaforscherin, die Eisbohrkerne untersuchte, und den beiden Kindern, acht und elf Jahre alt, war er Ende September an der nationalen Klimademo in Bern. Dass er sich eine viel striktere Klimapolitik wünscht, ist offenkundig.

Einen Hinweis, wie ernst es ihm ist, geben die Worte, die er einmal im negativen Sinn als «Satz meines Lebens» bezeichnete: «Ich wünsche dir alles Gute. Dafür sorgen musst du aber selber.» Knutti kritisiert diese Haltung als egoistisch. Er selber, so lässt sich folgern, will dafür sorgen, dass alles gut wird. Das Ziel – «netto null Treibhausgase» – hat er schon einmal vorgegeben. ○



VIP-Segelreise Karibik

Exklusive Yachting-Ferien

Die British Virgin Islands sind der Karibik-Geheimtipp für Yachting-Liebhaber. Das noch unberührte Segelrevier liegt in geschützten und ruhigen Gewässern. Palmen, weisse Sandstrände, Sonne, kristallklares Wasser, Cocktails und Grillpartys erwarten Sie. Ein absoluter Traum! Geniessen Sie die 8-tägige Reise zusammen mit Ihren Liebsten.

Unser grossräumiger Katamaran steuert abgelegene, idyllische Trauminseln an. Jedes Mal, wenn wir den Anker werfen, eröffnet sich Ihnen eine neue faszinierende Welt. In ruhigen Gewässern segeln wir täglich kurze Distanzen und ankern nachts in geschützten, traumhaften Buchten.

Direkt von der Yacht aus haben Sie zu jeder Tageszeit die Möglichkeit, zu baden oder Wassersport zu treiben. Freuen Sie sich auf das karibische Feeling, authentische Beach-Bars sowie die Lobster-Beach-Grillparty auf der einzigartigen Koralleninsel Anegada.

Ihre Boutique-Yacht mit Crew:

Moderner Katamaran (10 Meter breit) mit grosszügiger Flybridge; 3 Crewmitglieder, 5 geräumige, klimatisierte Gästekabinen mit Dusche/

WC; grosser Esstisch auf dem Deck und im Salon; Kanus, Schnorchelausrüstung und Beiboot. Die Crew sowie der Eigentümer von Executive CH sorgen persönlich für Ihr Wohl. Cocktails: all-inclusive.

Willkommen in der Welt des Yachting!

Unser Traumprogramm

1. Tag: Scrub Island (Begrüssung)
2. Tag: Jost Van Dyke (paradiesischer Palmenstrand)
3. Tag: Norman Island (legendäre Beach-Bar)
4. Tag: Peter Island (ehemalige Pirateninsel)
5. Tag: Virgin Gorda (einmaliger Palmenstrand mit Granitblöcken)
6. Tag: Anegada (traumhafte Koralleninsel)
7. Tag: Guana Island (fantastisch zum Schnorcheln)
8. Tag: Scrub Island (Abschied)

Platin-Club-Spezialangebot

Exklusive Yachting-Ferien

Reisetermin:

14. bis 21. März 2020

Leistungen:

- Yachtreise ab/bis British Virgin Islands
- Vollpension inkl. Getränke
- Lokale Cocktails: all-inclusive
- Gästebetreuung durch Executive CH

Spezialpreis pro Person:

- Doppelbett-Kabine: Fr. 3680.–
- VIP-Doppelbett-Kabine: Fr. 3880.–
- Master DB-Kabine: Fr. 4170.–

Anmeldung und Information:

Buchen Sie Ihr Arrangement über Telefon 056 427 15 68 oder per E-Mail an info@executive-private.ch.
Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular über www.weltwoche.ch/platin-club

Veranstalter:

Executive CH, 5430 Wettingen
www.executive-yachtreisen.ch

Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche

www.weltwoche.ch/platin-club

kein Ideologe und arbeite je nach Sachthema auch mit bürgerlichen Politikern zusammen, etwa beim Referendum gegen die elektronische ID, betont er – um sofort nachzuschieben: «Wir haben eine klar progressive Ausrichtung und unterstützen nur Vorhaben, die zu unseren Grundwerten passen. Aus Überzeugung, aber auch, weil wir uns sonst unglaublich machen würden gegenüber unserer Basis.»

Auch in den eigenen Reihen ist der umtriebige Zürcher nicht nur gut gelitten, stellt er für die etablierten linken Parteien und Organisationen doch eine Konkurrenz dar. Auf den immer lauter gewordenen Vorwurf, dass er als Einzelperson zu viel politische Macht besitze

Graf ist in der Schweiz zu einer politischen Grösse geworden, zu einer Referendumskraft.

und über Sein oder Nichtsein von Volksbegehren mitbestimme, hat Graf inzwischen reagiert. Er werde Wecollect in eine Stiftung überführen, sagt er; im Moment halten aber noch immer er und sein Partner Che Wagner die Fäden in der Hand.

Sein Ziel sei es, zu zeigen, dass Demokratie dank des Internets unabhängiger und direkter funktionieren könne als bisher, sagt Graf. Auch punkto Geld: «Wir fragen die Leute auf unserer Plattform, ob sie einen gewissen Betrag spenden wollen, zehn, zwanzig oder fünfzig Franken. Dass man im Netz nach einer Spende gefragt wird, ist völlig normal – auf der Strasse wäre es das nicht. Damit finanziert sich die Unterschriftensammlung oft von selber. Das ist eine enorme Verschiebung der Macht: Will eine Gruppe heute eine Initiative oder ein Referendum lancieren, braucht sie nicht mehr zuerst bei einer Partei oder einem Verband anzuklopfen, sondern kann sich

das Geld von unserem Netzwerk beschaffen.» Inzwischen sind auch Bürgerliche auf den Zug aufgesprungen und haben mit Collectus eine eigene Plattform ins Leben gerufen, die im Vergleich zum linken Original allerdings noch etwas bescheiden wirkt. Dort kann man etwa die Initiative für die Reform der beruflichen Vorsorge unterschreiben oder Geld spenden für SVP-Gemeinderätin Susanne Brunner, die sich vor Gericht gegen die «Genderpolizei der Stadt Zürich» wehren will – 16 000 Franken sind für Brunner so schon zusammengekommen.

Wenn Graf von seinen vielen Projekten und Plänen spricht, ohne Punkt und Komma, kommt die Rede immer wieder auf die Community und das Gemeinschaftsgefühl. «Im Moment bauen wir eine Volksinitiative für eine Elternzeit auf. Wir informieren schon jetzt viele Leute über das Projekt und fragen sie, ob sie in ihrem Bekanntenkreis Unterschriften sammeln werden. Wenn wir dann mit der Initiative starten, sind die Leute schon bereit und fühlen sich mitverantwortlich. Sie wissen, dass keine grosse Partei mit einer Kampfkasse dahintersteht, sondern dass es auf ihr persönliches Engagement ankommt. Genau das macht es aus, dieses hohe Engagement kriegt man bei einer Unterschrift auf der Strasse nie hin.»

Wecollect ist mittlerweile etabliert, nun will Graf der Community die Möglichkeit geben, direkten Einfluss auf ein Gesetz zu nehmen, wenn dieses in den Parlamentskommissionen beraten wird. «Crowd-Lobbying» nennt sich das, und Graf hat dieses Instrument bei den Gesetzesarbeiten zur elektronischen ID erstmals durchgespielt. «Über unsere Kampagnen-Plattform kann man bei den einzelnen Parlamentariern lobbyieren und sie darauf hinweisen, dass das Gesetz in diesem oder jenem Punkt nachgebessert werden muss –

sonst droht das Referendum.» Bei der E-ID wurden über 5000 Mitteilungen an die Ständeräte verschickt. Graf ist überzeugt, dass in der Wandelhalle in ein paar Jahren eigentliche Crowd-Lobbyisten herumspazieren werden, die sich für das Anliegen ihres jeweiligen Netzwerks einsetzen werden.

Strengere Spielregeln?

Dass sich ein in der Wolle gefärbter Linker wie Daniel Graf für den Ausbau der Volksmitsprache starkmacht, ist nicht selbstverständlich. Wenn in den letzten Jahren über die direkte Demokratie geredet wurde, so waren die grössten Bedenkensträger stets in links-grünen Kreisen zu finden. Das Volk dürfe nicht alles, hiess es jeweils beschwörend, gewisse Initiativen seien schlicht zu verbieten oder ungültig zu erklären, es brauche mehr juristische Kontrolle über die Volksrechte. Auch Demokratieförderer Daniel Graf ist nicht gänzlich frei von dieser Haltung und findet, dass es für Initiativen möglicherweise neue, strengere Spielregeln brauche. Er könnte sich vorstellen, dass «wir ein Verfassungsgericht einrichten, das künftig über die Zulässigkeit einer Volksinitiative entscheidet».

Auf den Einwand, dass auch höchste Richter mitunter politisch urteilten, weiss Graf keine überzeugende Antwort. Während er bei der digitalen Zukunft der direkten Demokratie aus dem Vollen schöpft, scheint es ihm bei der Diskussion, was die Stimmbürger materiell dürfen und was nicht, nicht richtig wohl zu sein. Am Schluss scheint er sich dann aber doch auf die Seite der Volksrechte zu schlagen: «Ich finde es problematisch, jede Initiative, die einem nicht passt, a priori als gefährlich und illegitim abzutun. Man muss versuchen, die Leute mit Argumenten zu überzeugen. In der Schweiz ist vieles verhandelbar – als Radikaldemokrat muss man das akzeptieren.» ○

Warum es mehr Sinn macht, Aktien zu kaufen, als Lotto zu spielen.

Diese Woche:
Tipps und Tricks für Anleger.



www.handelszeitung.ch | Kostenloser Newsletter | Jeden Donnerstag am Kiosk | Als mobile App für iPad und iPhone | Digital-Abo zum Kennenlernen

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

Handelszeitung



Doppelspiel: Grünen-Präsidentin Regula Rytz und SP-Ständerat Hans Stöckli in Bern.

Die dritte Welle

Der Ständerat ist das Reduit altgedienter Politiker und Pöstchenjäger. Die Grünen wollen jetzt eine neue Protestkultur in das Gremium tragen.

Von Hubert Mooser

Entspannt sitzt sie da, die Präsidentin der Grünen, und geniesst die grosse Aufmerksamkeit der Medien, die ihr anlässlich der Delegiertenversammlung im Theatersaal des Hotels «National» in Bern zuteilwird. Natürlich interessiert vor allem eine Frage: Versuchen die Grünen über die Abwahl eines Bundesrates bei den Erneuerungswahlen im Dezember in der Landesregierung Einsitz zu nehmen? Man bekommt von Regula Rytz keine klare Antwort dazu. «Wir werden im Bundesrat vertreten sein.» Wann dies der Fall sein wird, lässt die Parteichefin offen.

Wie eine Kampfansage klingt das nicht. Die schlaue Bernerin wolle wohl auf keinen Fall mit einer eindeutigen Ankündigung Parteien wie die FDP im jetzigen Zeitpunkt vor den Kopf stossen, vermuten linke Strippenzieher in Bern. Rytz würde nämlich gerne den Triumph der Grünen mit einem persönlichen Erfolg beim zweiten Wahlgang der Berner Ständeratswahlen abrunden. Dafür ist sie auf Unterstützung über die Parteigrenzen hinweg angewiesen, also auch auf Stimmen von FDP-Wählern. Gleichzeitig schielen die Grünen insgeheim jedoch auf den Sitz des freisinigen Bundesrates Ignazio Cassis.

Taktik oder Kalkül? Es wäre nicht das erste Mal, dass die Präsidentin der Grünen ein Doppelspiel treibt. Bei den Wahlen am 22. Oktober rangierte sie knapp hinter dem amtierenden Berner SP-Ständerat Hans Stöckli auf dem zweiten Platz, vor SVP-Kandidat Werner Salzmann und Christa Markwalder (FDP). Es gibt

diesen rot-grünen Traum, dass Stöckli und Rytz in Zukunft den Kanton Bern im Ständerat vertreten werden. Aber es gibt seit der Abwahl von Nationalrat Corrado Pardini eben auch den linken Albtraum, dass im Zuge von grüner Welle und Frauenwahl Rytz auf Kosten des SP-Ständerates gewählt werden könnte – und der andere Sitz entweder an SVP-Nationalrat Werner Salzmann oder an FDP-Natio-

Es gibt diesen rot-grünen Traum. Aber es gibt eben auch den linken Albtraum.

nalrätin Christa Markwalder ginge. Dass die Grünliberalen dazu aufriefen, im zweiten Wahlgang Rytz und Markwalder zu wählen, bereitete den Genossen erst recht Bauchschmerzen.

Weniger elitär

Deshalb steht jetzt auch der Vorwurf verstärkt im Raum, die Präsidentin der Grünen habe mit ihrer Kandidatur für den zweiten Wahlgang Abmachungen gebrochen. Demnach hätte sich vom rot-grünen Duo zurückziehen sollen, wer weniger Stimmen macht – also Regula Rytz. Aber nach dem grandiosen Wahlsieg interpretierten die Grünen und Rytz diese Abmachung offenbar flugs um. Rytz sagt zur Vereinbarung nur so viel: «Wir haben ausgemacht, dass wir nach dem ersten Wahlgang eine Beurteilung der Situation vor-

nehmen.» SP-Ständerat Hans Stöckli verweist auf seine Aussage nach dem ersten Wahlgang. Damals sagte der Bieler, man werde nun diskutieren, was die beste Strategie für den zweiten Durchgang sei.

Aber ob mit oder ohne Rytz – im Ständerat kündigen sich jetzt schon Veränderungen an, davon geht CVP-Ständerätin Brigitte Häberli (TG) aus. Frischer Wind tue immer gut, meint sie. Ob es bloss ein laues Lüftchen wird oder ein größerer Sturm, muss sich erst noch zeigen. Trotz ausstehenden zweiten Wahlgängen lässt sich jetzt aber schon sagen: Der neue Ständerat wird grüner, femininer, jünger und wohl ein bisschen frecher. Vor allem die neuen, jungen Ständeräte der Grünen könnten, so hofft wenigstens Parteichefin Rytz, eine ungewohnte Protestkultur in den etwas angestaubten Ständerat tragen. «Die Kleine Kammer wird in Zukunft weniger regierungsfreundlich und auch weniger elitär sein», verspricht sie jedenfalls. Sie kündigt damit gewissermassen die dritte Welle an, welche über den Ständerat hereinbrechen könnte.

Die erste brachte bestandene Alt-Regierungsräte und Nationalräte in die Kleine Kammer. Bis in die 1960er Jahre war der Ständerat keine attraktive Spielwiese für ambitionierte Politiker. Früher war eine Amtszeit von einem Jahr verbreitet, die Kantonsparlamente designierten die Standesvertreter. Erst seit der Einführung von Majorzwahlen und einer längeren Amtsdauer stiegen Ansehen und Einfluss der Kleinen Kammer. Seither entwi-

ckelte sich der Rat zu einem elitären Klub mit speziellem Verhaltenskodex. Für Männer gilt Krawattenzwang. Die Redezeit ist, anders als im Nationalrat, nicht limitiert. Es geht erheblich ruhiger zu als im Nationalrat, der Ständerat versteht sich als «chambre de réflexion», als eine Denkstube. Was aber nicht heisst, dass die Entscheide hier besser sind als im Nationalrat. Der Kompromiss ist oberste Maxime, Parteipolitik fast ein Tabu. Die Ständesherrn gehören zu den gefragtesten Politikern für lukrative Verbandspräsidien oder Verwaltungsratsmandate. Was sie für viele zu einem «Befangenenchor» macht.

Kein Wunder, wehrten sich die Vertreter der Kleinen Kammer lange Zeit mit Händen und Füssen dagegen, dass die Abstimmungen im Rat transparenter wurden.

Jünger und weiblicher

Es sind bloss ein paar Jahre her, da wurde im Ständerat noch durch Handerheben abgestimmt, manchmal nachweislich falsch abgezählt und das Abstimmungsverhalten der einzelnen Ratsherren nicht festgehalten. Die SVP sprach zu Recht von einer «Dunkelkammer» und trat 2011 die zweite Welle los. Sie sollte die Vormachtstellung der Mitteparteien CVP und FDP im Ständerat wegschleppen und Licht ins Dunkel bringen. Die Partei trat dafür mit all ihren Stars zum Ständeratswahl-

kampf an. Doch sie scheiterte. Im Windschatten der SVP konnten dagegen die Sozialisten 2011 ihre Vertretung in der Kleinen Kammer massiv ausbauen. Der SVP ist es immerhin zu verdanken, dass die Entscheide heute etwas transparenter sind.

Die dritte Welle hat jetzt Frauen wie die 35-jährige Neuenburgerin Céline Vara in den Ständerat getragen, welche in Bern etwas bewegen und die Bürger zu einem ökologischeren Verhalten umerziehen wollen. Fünf Frauen schafften es bisher in den Ständerat. Am Ende werden es noch ein paar mehr sein. In Genf gilt die Wahl von Lisa Mazzone (Grüne), die noch etwas fundamentalistischer politisiert als Vara, als fast sicher. Im Waadtland liegen die linken Nationalrätinnen Adèle Thorens (Grüne) und Ada Marra (SP) nach dem ersten Wahlgang vorne. Baselland wird in jedem Fall von einer Frau vertreten werden, entweder von Daniela Schneeberger (FDP) oder Maya Graf (Grüne). Im Aargau hat CVP-Kantonalpräsidentin Marianne Binder gute Chancen. In Luzern wird CVP-Nationalrätin Andrea Gmür den Sitz von Konrad Graber wohl erfolgreich verteidigen. Und in Bern kämpft Regula Rytz um einen Sitz. Kurz: Sechs Frauen gehörten während der verflossenen Legislatur der Kleinen Kammer an, im besten Fall werden es künftig doppelt so viele sein.

Wenn Rytz einen Kulturwandel im Ständerat erwartet, dann vor allem auch darum, weil die Grünen auch hier an Schlagkraft zulegen werden. Nach der Abwahl von Luc Recordon stellten sie mit dem Genfer Robert Cramer bloss noch einen Vertreter im Ständerat, der genauso gouvernemental sein Amt ausübte wie die bürgerlichen Ratsherren. Jetzt haben die Grünen bereits zwei Sitze (Neuenburg und Glarus) im Trockenen, mit denen man insgeheim nicht rechnen durfte, und einen dritten (Genf) so gut wie im Sack.

Die Jungen werden im Ständerat ebenfalls stärker vertreten sein, was dem Appenzeller Ständerat Andrea Caroni (FDP), der mit seinen 39 Jahren selber noch zu den Jungen im Stöckli zählt, nur recht ist: «50 Prozent der Schweizer Bevölkerung sind unter 42, aber aktuell nur mit drei Ständeräten vertreten!» Die Frage ist nur: Werden die «jungen Wilden» der Grünen gegen die alten Polit-Schlachtrösser der Regierungsparteien bestehen? «Im Ständerat geht es darum, Ideen und Lösungen zu finden», meint Damian Müller (FDP). «Wer dazu seinen Beitrag leistet, wird anerkannt, unabhängig von Sprache, Religion oder Alter und über Parteigrenzen hinaus.» Das hört sich an, als wäre der Ständerat die Insel der Seligen in den sonst garstigen politischen Auseinandersetzungen in Bern. Man darf gespannt sein, ob es den Neuen wirklich gelingt, hier für etwas frischen Wind zu sorgen. ○

«Schweiz – EU: was ist zu tun?»

mit Christoph Blocher und Reiner Eichenberger

Samstag, 23. November 2019

10.30 Uhr (Ende ca. 12.45 Uhr)

**Hotel Marriott
Neumühlequai 42, 8006 Zürich**

Input-Referate, anschliessend Diskussion mit dem Publikum

Moderation:
Dominik Feusi, Wirtschaftsredaktor Tamedia

Öffentliche Veranstaltung, Eintritt frei.



Dr. Christoph Blocher
alt Bundesrat und Unternehmer



Prof. Dr. Reiner Eichenberger
Ökonom, Universität Fribourg

**«Die Schweiz steht
an einem Wendepunkt»**

**«So nützt Zuwanderung allen.
Eine ökonomische Analyse»**

Veranstalter:

Unternehmervereinigung gegen den EU-Beitritt, www.unternehmer-vereinigung.ch • **Komitee selbstbewusste freie Schweiz**, www.selbstbewusstundfrei.ch
Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (AUNS), www.auns.ch – www.gilets-rouges.ch • **Schweizerzeit**, www.schweizerzeit.ch
Komitee gegen den schleichenden EU-Beitritt (EU-No), www.eu-no.ch • **Schweizerische Vereinigung Pro Libertate**, www.prolibertate.ch
Junge AUNS «strong and free», www.strong-and-free.ch

Dumm und dick

Die Schweiz wird immer fitter. Mit einer Ausnahme: Menschen ohne Bildungsabschluss leben deutlich ungesünder und weniger lang. *Von Peter Keller*

Wie gesund oder krank sind wir? Essen die Schweizerinnen und Schweizer täglich Obst oder Gemüse? Wie steht es um den Alkoholkonsum? Raucht die Jugend weniger als früher? Ist die Bevölkerung ausreichend körperlich aktiv? Gibt es Unterschiede im Gesundheitsverhalten zwischen den Geschlechtern, zwischen Ausländern und Schweizern?

Alle fünf Jahre legt das Bundesamt für Statistik einen umfangreichen Bericht vor, eine Art Fitness-Check der Nation (Gesundheitsstatistik 2019). Die gute Nachricht vorweg: Der allgemeine Gesundheitszustand der Bevölkerung hat sich in den letzten Jahrzehnten positiv entwickelt. Der wichtigste Grund dafür ist der wachsende Wohlstand. Oder anders gesagt: Die Schweizerinnen und Schweizer können es sich in der Regel leisten, gesund zu sein oder gesund zu werden. Ein höherer Lebensstandard geht einher mit einer besseren Gesundheitsversorgung.

Die Autoren nennen einen weiteren wichtigen Faktor für die positive Entwicklung: den markanten Anstieg des Bildungsniveaus seit den 1980er Jahren. Dieser Trend habe die Voraussetzungen «für den Aufbau von Gesundheitskompetenzen und die Beachtung von Präventionskampagnen» verbessert. Etwas weniger diplomatisch ausgedrückt: Je intelligenter jemand ist, desto gesünder lebt er. Und umgekehrt: Je dümmer, desto ungesünder ist der Lebenswandel.

Kaum Bewegung

Tatsächlich zeigen sich erstaunlich deutliche Unterschiede je nach Bildungsniveau der Befragten. Personen ohne Ausbildung, die nur die obligatorische Schule (oder weniger) besucht haben, leiden häufiger an Fettleibigkeit, ernähren sich ungesünder, rauchen mehr und neigen zur körperlichen Inaktivität. Besonders bei den Männern drückt sich das abweichende Gesundheitsverhalten in einer markant tieferen Lebenserwartung aus: Sie leben durchschnittlich vier Jahre weniger lang als ihre Geschlechtsgenossen mit einem tertiären Bildungsabschluss.

Nur 4 Prozent der jungen Erwachsenen sind körperlich inaktiv, gehen also weniger als einmal pro Woche einer intensiven körperlichen Aktivität nach (mit Schwitzen) oder bewegen sich weniger als eine halbe Stunde pro Woche bei mässiger Intensität (ausser Atem kommen). Bei Männern ohne Bildungsabschluss

ist der Anteil allerdings dreimal höher (12,3 Prozent), bei Frauen der gleichen Gruppe sogar fünfmal höher (21,6 Prozent).

Weniger Bewegung, ungesünder leben: Die körperliche Inaktivität, umgangssprachlich: Faulheit, kommt selten allein. Sie korreliert bei den bildungsfernen Schichten mit einem doppelt so hohen Konsum von Süssgetränken. Darüber hinaus finden sich auf ihrem Speisezettel deutlich weniger Obst und Gemüse. Wobei hier der Geschlechtergraben entscheidender ist: Mehr als die Hälfte der Männer essen täglich wenig bis kein Obst oder Gemüse.

Tessiner trinken mehr

Während jeder dritte Mann mit obligatorischer Schulbildung täglich raucht, ist es bei Männern mit einem höheren Bildungsabschluss nur jeder sechste. Allerdings ist das Bildungsschema nicht über alle Bereiche anwendbar.

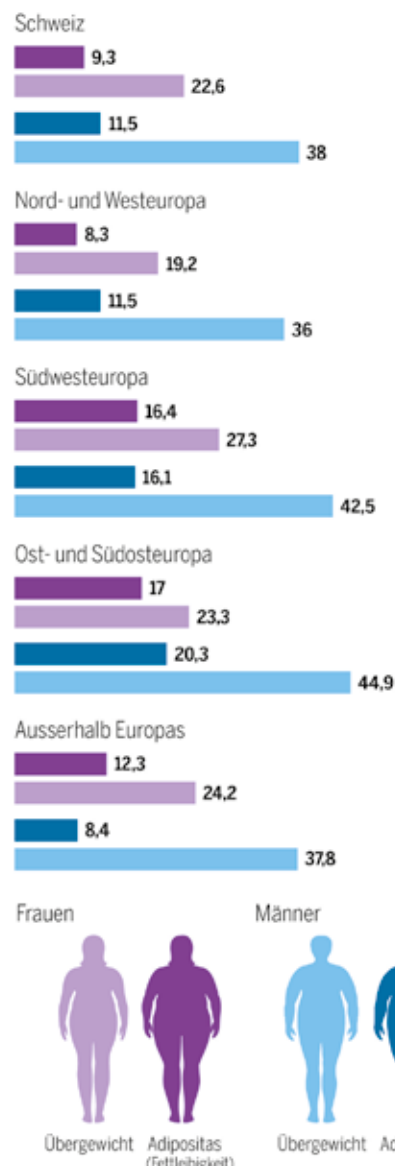
So konsumieren Personen der Tertiärstufe doppelt so häufig harte Drogen. Beim gewohnheitsmässigen Alkoholkonsum ergeben sich die markantesten Unterschiede nicht zwischen den Bildungsstufen, sondern zwischen den Landesteilen: 21,9 Prozent der Tessiner trinken laut eigenen Angaben täglich Alkohol, in der Deutschschweiz sind es bloss 9,5 Prozent. Die als Bonvivants geltenden Romands kommen auf 13,3 Prozent. Der Anteil der jungen Raucher (15 bis 25 Jahre) ist seit 1997 deutlich zurückgegangen: von 44 auf 32 Prozent.

Besonders augenfällig wird der Zusammenhang zwischen Bildungsniveau und Gesundheitszustand beim Gewicht. Dabei geht es nicht um ein paar gemütliche Kilos mehr oder weniger auf den Rippen, sondern um starke Fettleibigkeit, medizinisch Adipositas genannt. Hier lassen sich die Unterschiede auf die brutale Formel «Je ungebildeter, desto dicker» herunterbrechen. Vor allem Frauen mittleren Alters (45 bis 64 Jahre) ohne Bildungsabschluss leiden überdurchschnittlich oft an Fettleibigkeit (27,4 Prozent), haben also einen Body-Mass-Index von 30 und mehr. Der Bericht zeigt auf, dass starkes Übergewicht auch mit der Herkunft zu tun hat: Männer und Frauen aus Osteuropa oder Mittelmeerländern haben eine rund doppelt so hohe Adipositasquote als Schweizerinnen und Schweizer oder Menschen aus Nord- und Westeuropa.



Übergewicht und Adipositas in der Schweiz, nach Staatsangehörigkeit

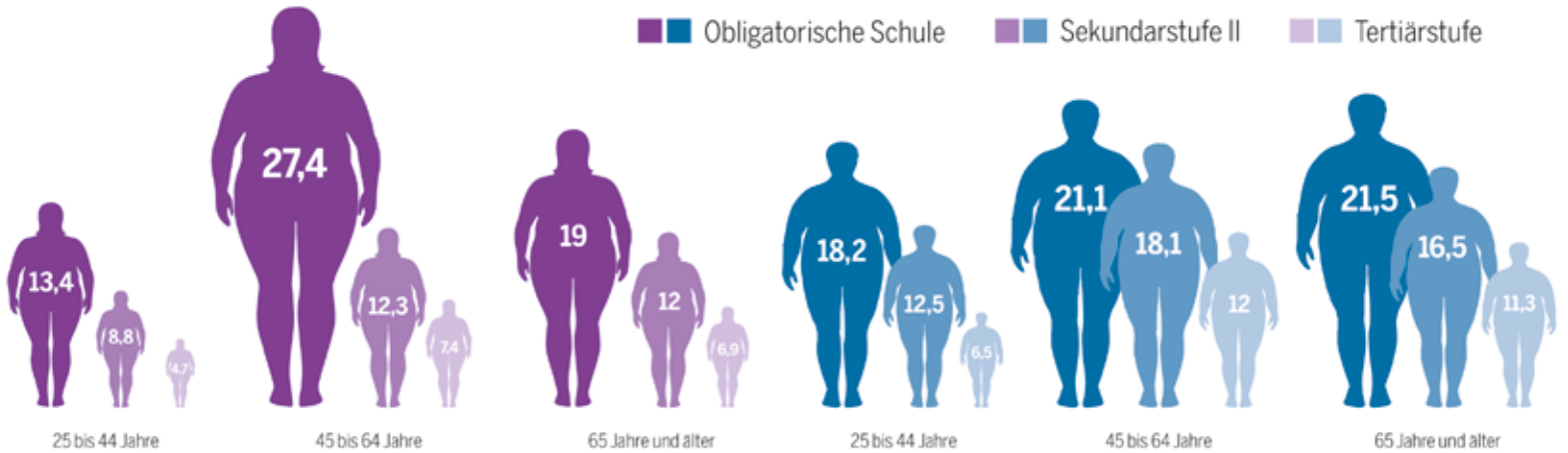
Bevölkerung ab 15 Jahren in Privathaushalten, 2017, in Prozent



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK, 2019 – SCHWEIZERISCHE GESUNDHEITSBEFRAGUNG (SGB)

Adipositas nach Bildungsniveau

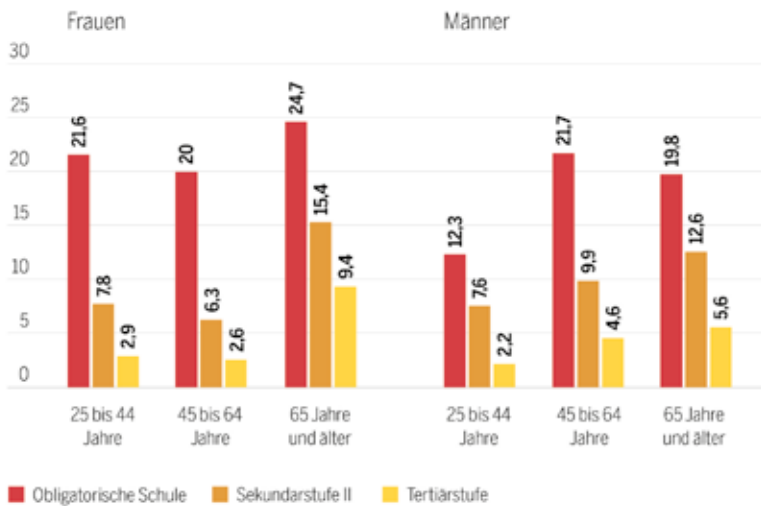
Bevölkerung ab 25 Jahren in Privathaushalten, 2017, in Prozent



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK, 2019 – SCHWEIZERISCHE GESUNDHEITSBEFRAGUNG (SGB)

Körperliche Inaktivität nach Bildungsniveau

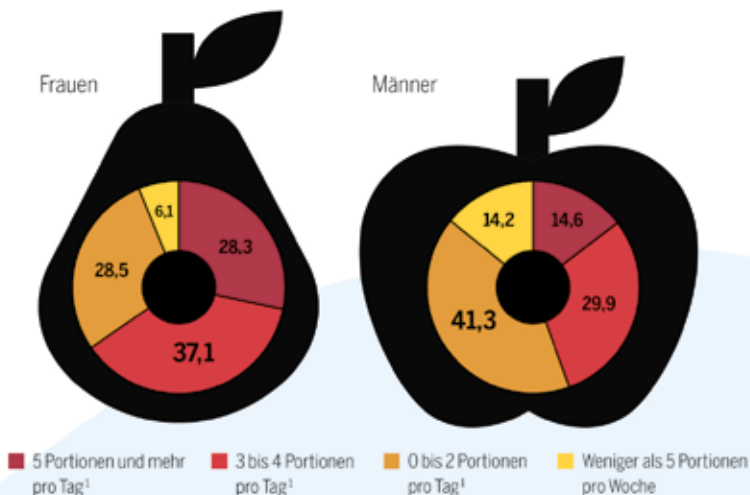
Bevölkerung ab 25 Jahren in Privathaushalten, 2017, in Prozent



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK, 2019 – SCHWEIZERISCHE GESUNDHEITSBEFRAGUNG (SGB)

Obst- und Gemüsekonsum

Bevölkerung ab 15 Jahren in Privathaushalten, 2017, in Prozent



¹ An mindestens 5 Tagen pro Woche

QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK, 2019 – SCHWEIZERISCHE GESUNDHEITSBEFRAGUNG (SGB)

Differenz bei der Lebenserwartung zwischen Bildungsniveaus, nach Alter, 2011–2014

In Jahren, zwischen dem höchsten (Tertiärstufe) und dem tiefsten Bildungsniveau (obligatorische Schule oder weniger)



QUELLE: SWISS NATIONAL COHORT (SNC)

Offene Rechnungen

Der freisinnige Ex-Regierungsrat und Beinahe-Bankratspräsident Matthias Michel betont im Zuger Ständeratswahlkampf seine «vorbildlichen Charaktereigenschaften». Der bekennende Velofahrer kommt jetzt aber bei einer skurrilen Weiterbildungsgeschichte ins Schleudern. *Von Philipp Gut*

Warum sollen die Zuger Stimmbürgerinnen und Stimmbürger Matthias Michel in den Ständerat wählen? In der Eigenwerbung auf seiner Website streicht Michel selbst seine besondere charakterliche Eignung für das Amt heraus. Er sei «integer, innovativ und integrierend». Und es gehe ihm nur um das Wohl des Kantons. Für die Eigenwerbung spannt er auch Sohn Julian, Jahrgang 1996, ein: «Die vorbildlichen Charaktereigenschaften, die mein Vater besitzt, und die ich bewundere, sind rationales und differenziertes Denken, ambitionierte Lebenshaltung und Integrität.»

Nun kennt man Michel in Zug vor allem als ehemaligen Regierungsrat. Fünfzehn Jahre lang gehörte er der Kantonsregierung an, zuerst als Vorsteher der Direktion für Bildung und Kultur und ab 2007 als Volkswirtschaftsdirektor. Per Ende 2018 trat er zurück. Zu diesem Zeitpunkt hatte er seine weitere Karriere längst sorgfältig eingefädelt. Bereits am Anfang seines letzten Amtsjahres hatte die Zuger Kantonalbank (ZKB) die Zukunftspläne des Politikers bekanntgegeben. Michel sei der designierte Nachfolger von Bruno Bonati als Präsident des Bankrats der ZKB. Weil er dafür aber offenbar nicht die notwendigen beruflichen Qualifikationen mitbrachte, besuchte Michel Weiterbildungskurse. Während seines letzten Amtsjahres als Mitglied der Regierung absolvierte er deshalb zwei Lehrgänge an der Fachhochschule Nordwestschweiz und an der Universität St. Gallen.

Der «erste Grünliberale»

Doch es kam anders. Ein Jahr später veröffentlichte die ZKB überraschend wieder eine Medienmitteilung zum Thema Michel. Unter dem Titel «Veränderungen im Bankrat der Zuger Kantonalbank» teilte sie mit, der Auserkorene stelle sich «nicht mehr zur Wahl als Präsident des Bankrats».

Was war geschehen? Anfang Januar 2019 überschlugen sich die Ereignisse. Ständerat Joachim Eder (FDP) kündigte seinen Rücktritt auf Ende der laufenden Legislaturperiode an. Und jetzt ergab sich für Michel plötzlich eine neue Karrierechance: Er hoffte, den freiwerdenden Ständeratssitz zu erobern, und machte seine längst kommunizierte Verpflichtung als Bankratspräsident wieder rückgängig. Amtsinhaber Bonati, der sich altershalber im Mai zur Ruhe setzen wollte, musste wohl oder übel ein weiteres Jahr anhängen.



Rationales und differenziertes Denken: FDP-Wahlkämpfer Michel.

Seither stellt man sich im Kanton Zug Fragen – manche von ihnen blieben bis dato unbeantwortet. Was hat Michel dazu bewogen, seinen angekündigten Wechsel auf den ZKB-Präsidentenstuhl abzublenden? Wäre es nicht auch möglich gewesen, beide Funktionen – den Posten bei der Bank und die Vertretung im Ständerat – gleichzeitig auszuüben? Und was ist mit den Kursen, die Michel im Hinblick auf seinen Spitzenposten im Bankwesen besucht hat?

Michel selbst sagt auf Anfrage der *Weltwoche*, es sei um eine rein zeitliche Entscheidung gegangen. Für die Aufgabe als Ständerat rechne

Warum gibt Michel nicht transparent Auskunft über die Vorgänge?

man mit einem Pensum von 60 bis 70 Prozent, das Bankratspräsidium verlange 40 bis 60 Prozent. Allerdings zeigt sich bei dieser Rechnung: Würde man beide Ämter effizient führen, käme man mit einem normalen 100-Prozent-Pensum durch. Abgesehen davon, dass von Spitzenkadern sicher auch mehr verlangt werden darf. Der Verdacht hält sich

deshalb hartnäckig, dass es Michel weniger um die zeitliche Belastung ging. Ausschlaggebend könnten auch wahltaktische Kalküle gewesen sein. Im Kanton Zug, wo die Linke, insbesondere die «Alternative – die Grünen» traditionell stark ist, würde es ihn womöglich Stimmen kosten, als Vertreter des in diesen Kreisen verhassten Zuger Finanzplatzes in Erscheinung zu treten. Immerhin bezeichnet sich der wendige Michel als «ersten Grünliberalen». Parteikollegen nennen ihn «Mr Teflon».

Alles reiner Zufall

Bei der Zuger Kantonalbank dürfte man über den unverhofften Rückzieher des designierten Präsidenten *not amused* gewesen sein. Die brisanteste Frage im Zusammenhang mit Michels dynamischem Auftritt ist bis heute jedenfalls nicht restlos geklärt: jene nach den von ihm besuchten Kursen. Auf seiner Website listet Michel sie stolz auf. Der aufwendigere ist ein mehrmonatiger Weiterbildungslehrgang in Bank-Management an der Fachhochschule Nordwestschweiz. Michel gibt an, dass er den Kurs im Jahr 2018, also noch während seines Regierungsmandats, besuchte, in seiner Freizeit, wie er betont.

Auch ein «Intensiv-Seminar für Präsidenten und Mitglieder von Verwaltungsräten» an der Universität St. Gallen belegte er nach eigenen Angaben bereits 2018.

In Zug rätselt man bis heute, wer diese Kurse bezahlt hat. War es Michel selbst? Oder die ZKB?

Am Freitag letzter Woche, um 11.27 Uhr, erreichten wir Michel am Telefon. Er habe die Kurse «selbst bezahlt», sagte er geradeheraus und fügte an, dass er nicht wisse, ob die Bank solche Kurskosten überhaupt übernehmen könne. Dann klemmte er das Gespräch ab mit dem Hinweis, weitere Fragen werde er nur schriftlich beantworten.

Als Nächstes riefen wir beim nach wie vor amtierenden Bankratspräsidenten Bruno Bonati an. Es war jetzt Freitag, 14.46 Uhr. Ohne Umschweife erklärte er, dass die ZKB die Rechnung für den Kurs «CAS Bank Management» selbstverständlich bezahlt habe. Das sei bei der ZKB wie auch bei anderen Bankhäusern völlig normal. «Unsere Bankräte müssen in die Ausbildung, damit sie fit sind.» Diese Darstellung liess sich die *Weltwoche* von Carmen Wyss, der Leiterin Kommunikation der ZKB, schriftlich bestätigen. Am Montag, um 12.34 Uhr, schrieb sie per E-Mail, dass die Bank dafür 8700 Franken ausgelegt habe. Den zweiten Kurs habe Michel selbst übernommen.

Weiter teilte die ZKB mit, Michel habe den von der Bank für seine Weiterbildung ausgegebenen Betrag später zurückgezahlt, genau am 25. März 2019. Das war mehr als zwei Monate nach seiner Verzichtsankündigung in Bezug auf das Bankratspräsidium.

Dies wirft weitere Fragen auf: Warum erstattete Michel die Kurskosten zurück? Und weshalb erst zu diesem späten Zeitpunkt?

Die *Weltwoche* weiss: Die *Neue Zuger Zeitung* stellte Michel kritische Fragen zu den umstrittenen Kursen. Und zwar just an jenem 25. März 2019. Michel befand sich zu diesem Zeitpunkt auf einer längeren Velotour durch Italien. Dennoch handelte er sofort und zahlte die Kurskosten noch am selben Tag zurück. Ein Artikel dazu ist nie erschienen.

Bleibt noch eine letzte Frage. Warum gibt Ständeratskandidat Michel nicht einfach transparent Auskunft? Wir fragten ihn dies am Montagnachmittag. Die Antwort traf am Dienstagmorgen um 7.40 Uhr per E-Mail ein. Darin bezeichnet es Integritätsgenie Michel als «Unterstellung», er habe «es mit der Rückerstattung der Kosten für den zweiten Kurs quasi darauf ankommen lassen, ob es jemand merkt». Dies entbehre «jeglicher Grundlage. Das würde auch nicht meinem Wesen und meiner Lebenshaltung entsprechen.»

Für Michel ist es also reiner Zufall, dass er den Betrag noch am selben Tag in seiner Auszeit in Italien auf dem Velosattel zurückzahlte, als ihn ein Journalist daran erinnerte. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt. ○

Gesellschaft

Statistiker machen Politik

Sind Kinder Karrierekiller? Das behaupten Schweizer Medien und berufen sich dabei auf das Bundesamt für Statistik. Die Datenlage ist äusserst mager.

Allenthalben wird in schrillen Tönen gewarnt. «Die Angst vor dem Karrierekiller», titelte der *Tages-Anzeiger*. «Frauen haben Angst vor Karriere-Killer Kind», tönte im Gleichschritt der *Blick*. Der *Tagi* widmete dem Thema neben dem Hauptartikel einen Frontanriss und einen Kommentar («Konservativ bis auf die Knochen»). Die konzernübergreifende Offensive ist kein Zufall. Beide Tageszeitungen verweisen auf neue Zahlen. Urheber der medialen Aufregung ist nämlich das Bundesamt für Statistik (BfS). In einer Medienmitteilung vom Montag strich es genau diesen Befund in der Überschrift heraus («Geburt des ersten Kindes: 70 Prozent der Frauen befürchten negative Konsequenzen für ihre Karriere»). Liest man das BfS-Pressecommuniqué und die darauf basierenden Medienberichte, entsteht der Eindruck einer umfassenden Studie zum Thema.

In Wirklichkeit handelt sich um einen verschwindend kleinen Teil einer Erhebung zu «Familien und Generationen», wo die Teilnehmerinnen und Teilnehmer zu allem Möglichen befragt wurden. Zum Beispiel, ob jemand mit einem Partner zusammenlebt oder nicht, wie man mit Meinungsverschiedenheiten unter Leuten umgeht, die im selben Haushalt leben, oder ob man in der jüngeren Vergangenheit Verhütungsmittel verwendet

hat. Schaut man sich das zugrundeliegende statistische Material genauer an, muss man lange suchen, bis man auf jene «Killer»-Frage stösst, die nun so viel zu reden gibt. Dem Thema «Kinder und Berufsaussichten» ist gerade mal eine einzige Teilfrage im 134-seitigen Fragekatalog gewidmet. Erst auf Seite 99 will das BfS wissen, inwiefern die Befragten glauben, dass ein (weiteres) Kind in Bezug auf acht verschiedene Punkte «besser oder schlechter» wäre. Diese Punkte reichen von «... um das zu tun, wozu Sie im Alltag Lust haben» bis zum «Sexualleben». Die «Berufsaussichten» machen also nur einen Achtel der Antworten auf diese eine Frage aus.

Spurensuche

Das BfS hätte deshalb ebenso gut eine ganz andere Schlagzeile fabrizieren können. Stattdessen pickte es die Frauen-Kinder-Karriere-Frage heraus und machte sie gross auf, wohlwissend, dass dies von den Journalisten begierig aufgegriffen werden würde. Ist das noch seriöse statistische Arbeit oder schon politische Propaganda?

Das sei «natürlich zu wenig, um daran eine derart reisserische These festzumachen», sagt ein erfahrener Statistiker und ehemaliger BfS-Mitarbeiter über diese Methoden. Jedenfalls war die Medienmitteilung des BfS eine Steilvorlage, die bei manchen Journalisten zu Fehlschlüssen geführt hat. So behauptete der *Tages-Anzeiger* aufgrund der Bundeszahlen, viele junge Frauen blieben kinderlos, «weil sie Konsequenzen im Beruf befürchten». Davon aber findet sich in der Erhebung nicht die geringste Spur. Untersucht wurde nicht, wie der *Tages-Anzeiger* fälschlicherweise schreibt, die «Auswirkung der Geburt eines Kindes auf die Berufsaussichten», also eine reale Folge in einem klaren Ursache-Wirkungs-Verhältnis, sondern eben nur, was Frauen diesbezüglich «glauben».

Das BfS selbst ist an dieser unwissenschaftlichen Fehlinterpretation nicht ganz unschuldig. Schliesslich hat es die erhobenen Daten nur sehr selektiv weitergegeben. In seiner offiziellen Publikation präsentiert es nur zwei der acht Antworten auf die Frage nach den vermuteten Berufsaussichten. Und in der Medienmitteilung spitzte es die Ergebnisse so stark zu, dass davon nur noch jene Aussage übrigblieb, von der man annehmen durfte, dass sie die Erwartungshaltung der meisten Journalisten bedient. *Philipp Gut*



Selektive Daten: Karrieristin mit Kind.

Glückliches, kapitalistisches Paradies

Aus den USA erreicht uns dieser hoch interessante Artikel über die Schweiz. Der Ökonom *Ruchir Sharma* wendet sich gegen die Verklärung Skandinaviens als Sehnsuchtsort sozialer Gerechtigkeit. Der Bankier lobt die Schweiz als soziales Erfolgsmodell und «erstaunlicher Inkubator» weltweiter Unternehmen.

Wie viele fortschrittliche Intellektuelle orientiert sich auch Bernie Sanders mit seiner Vision eines Wirtschaftsparadieses nicht an sozialistischen Diktaturen wie Venezuela, sondern an ihren entfernten Cousins in Skandinavien, die ebenso gesund und demokratisch sind wie die Vereinigten Staaten, aber eine gerechtere Vermögensverteilung aufweisen und mit einem bezahlbaren Gesundheitssystem sowie mit kostenloser Schulbildung für alle punkten können.

Es gibt jedoch ein Land, das viel reicher ist und genauso gerecht wie Schweden, Dänemark und Norwegen, von dem aber niemand redet.

Diese europäische Nation ist eine der zwanzig grössten Volkswirtschaften der Welt; deutlich grösser als eine der drei skandinavischen Länder. Sie bietet ebenso umfassende Sozialleistungen, hat aber niedrigere Steuern, einen schlankeren Staat sowie eine offenere und stabilere Wirtschaft. Ein konstantes Wachstum hat sie zuletzt zur zweitreichsten Nation der Welt gemacht, hinter Luxemburg, mit einem Durchschnittseinkommen von 84 000 Dollar, also 20 000 Dollar mehr als der skandinavische Durchschnitt. Nun ist Geld nicht alles, aber auch in Sachen Zufriedenheit gehört diese Nation zu den Top Ten der Welt.

Zu Unrecht dubioser Ruf

Diese weniger sozialistische, dafür aber erfolgreichere Utopie ist die Schweiz. Dieses Land hat in den letzten Jahrzehnten punkto Einkommen seinen Vorsprung gegenüber Skandinavien ausbauen können, punkto Gleichheit aber aufgeholt. Reichtum und Einkommen sind annähernd gleich verteilt wie in Skandinavien, wobei etwa 70 Prozent der Vermögen auf die Mittelschicht entfallen. Der grosse Unterschied: Die typische Schweizer Familie besitzt ein Vermögen von etwa 540 000 Dollar, doppelt so viel wie eine vergleichbare Familie in Skandinavien.

Um 2010, kurz nach der Einführung von «Obamacare», genoss die Schweiz tatsächlich eine Viertelstunde mediale Aufmerksamkeit – freilich nur wegen ihres Gesundheitssystems, das alle Bürger dazu verpflichtet, sich bei privaten Anbietern versichern zu lassen, wobei



Erfolgreiche Utopie.

Bedürftige unterstützt werden. Bewunderer weisen darauf hin, dass das Schweizer Modell für jedermann attraktiv sei: Für Linke wegen der umfassenden Versicherung, für Konservative wegen der privaten Anbieter und der freien Wahl.

Doch die meisten Intellektuellen ignorieren die Schweiz als Modell, vielleicht weil deren überzogener Ruf als dubioses kleines Steuerparadies, wo sich Nazigold und andere zwielichtige Vermögen hinter dem strengen Bankgeheimnis verstecken, bei ihnen auf wenig Gegenliebe stösst. 2015 erklärte sich das Land unter Druck bereit, mit ausländi-

Nur jeder siebte Schweizer arbeitet für den Staat, etwa halb so viele Personen wie in Skandinavien.

sehen Steuerbehörden zusammenzuarbeiten, was der Wirtschaft aber keineswegs geschadet hat. Die Schweiz war immer mehr als nur verschwiegene Banken.

In der urkapitalistischen Schweiz werden niedrigere Steuern für Einkommen, Verbraucher und Unternehmen erhoben als in den skandinavischen Ländern. 2018 lag der Spitzensteuersatz (mit 36 Prozent der niedrigste in Westeuropa) deutlich unter dem skandinavischen Durchschnitt von 52 Prozent. Die Staatsausgaben belaufen sich auf ein Drittel des Bruttoinlandsprodukts (BIP) – in Skandinavien auf die Hälfte. Und die Schweiz steht für einen offeneren Handel: Der Anteil des Aussen-

handels ist etwa doppelt so gross wie in irgendeinem der skandinavischen Länder.

In allen Industrien überragend

Ein schlanker Staat und offene Grenzen haben die Alpenrepublik zu einem erstaunlichen Inkubator von weltweit konkurrenzfähigen Unternehmen gemacht. Ein Land, das Vermögen schaffen will, muss qualitativ hochwertige Dinge produzieren, und so rangiert die Schweiz in einem vom Massachusetts Institute of Technology (MIT) erstellten Ranking hinsichtlich der Komplexität der exportierten Produkte gleich hinter Japan und deutlich vor den skandinavischen Ländern, die im

Durchschnitt auf Platz 15 landen.

Die Schweizer sind in fast allen wichtigen Industrien (abgesehen vom Erdöl) überragend, nicht zuletzt in speziellen Bereichen wie etwa Biotechnologie und Maschinenbau. Dreizehn der hundert führenden europäischen Unternehmen sind in der Schweiz angesiedelt, mehr als doppelt so viele wie in den drei skandinavischen Ländern zusammen. Und die meisten Schweizer Spitzenunternehmen sind grösser als ihre skandinavischen Pendanten. Nestlé mit einem Börsenwert von 320 Milliarden Dollar ist fünfzehnmal grösser als sein wichtigster skandinavischer Konkurrent.

Grosse multinationale Konzerne sind zwar in den Agglomerationen angesiedelt, aber insgesamt ist die Schweizer Wirtschaft ebenso dezentralisiert wie das politische System. Als ich kürzlich von Zürich nach Genf fuhr, stellte ich beeindruckt fest, dass viele weltberühmte Exportprodukte auch aus ländlichen Gemeinden kommen – Offiziersmesser, Uhren, Bernhardinerwelpen, Käse und Schokolade. Kleine Unternehmen sind die Stützen der Wirtschaft, auf sie entfallen zwei Drittel der Arbeitsplätze. Nur jeder siebte Schweizer arbeitet für den Staat, etwa halb so viele Personen wie in Skandinavien.

Keine andere Währung hat gegenüber den Handelspartnern so rasch an Wert zugelegt wie der Franken, und normalerweise müsste ein starker Franken Schweizer Exporte verteuern und damit schwächen. Doch im Gegenteil: Während die Ausfuhren der meisten reichen Länder (inklusive Skandinavien) in den letzten

zehn Jahren zurückgegangen sind, können Schweizer Exporte weiter zulegen. Das Renommee der Ingenieure und Chocolatiers ist so gross, dass die Verbraucher gern bereit sind, mehr für Schweizer Produkte bezahlen.

Dass die Welt gewillt ist, sich Schweizer Produkte und Dienstleistungen etwas mehr kosten zu lassen, verhindert Kapitalflucht und stabilisiert die Wirtschaft. Die Schweiz hat seit den 1970ern keine hausgemachte Finanzkrise mehr erlebt. Die skandinavischen Länder wurden in den 1990ern von Krisen getroffen und mussten wegen der globalen Finanzkrise 2008 eine stärkere Rezession verzeichnen als die Schweiz.

Wenn es überhaupt ein Problem gibt, dann wäre es die Tatsache, dass die Schweiz, um den Anstieg des Frankens zu bremsen, die Zinsen vor ihren europäischen Partnern auf ein Rekordtief senkte und damit einen Kreditboom auslöste, der die Verschuldung der privaten Haushalte, der Unternehmen und des Staates auf riskante 250 Prozent des BIP hat ansteigen lassen. Kein Paradies ist vollkommen.

Trotz all ihrer lokalen Reize ist die Schweiz extrem weltoffen. Die Schweizer sind ein Mix aus Deutsch-, Französisch- und Italienisch-sprechenden, die oft beeindruckend polyglott sind. Der Ausländeranteil steigt seit über hundert Jahren und liegt derzeit bei 25 Prozent, 40 Prozent kommen aus Nicht-EU-Ländern.

Mehr Einwanderer als Skandinavien

Gewiss, der europaweite Aufstieg von einwanderungskritischen Parteien ist auch in der Schweiz zu beobachten. In der Frage, wer aufgenommen wird, sind die Schweizer seit je wählerisch. Berufliche Qualifikationen zählen mehr als familiäre Bindungen oder humanitäre Erwägungen. Aber auch Australien und Kanada suchen Einwanderer vor allem danach aus, ob sie offene Stellen besetzen können, und gelten weltweit als Modelle, wie reiche Länder die wirtschaftlichen Folgen der Alterung abfedern können.

Die Schweiz hat seit den 1950ern mehr Einwanderer aufgenommen als die skandinavischen Länder. Zwischen 2015 und 2020 werden es mehr als 250 000 Immigranten sein, die Bevölkerung wird um 3 Prozent wachsen. Diese Einwanderungsquote ist fast doppelt so hoch wie der skandinavische Durchschnitt und eine der höchsten unter grossen Industrieländern. Einwanderer haben in der Schweiz sehr viel eher einen Arbeitsplatz als anderswo, weil sie meist einen Beschäftigungsnachweis vorlegen müssen, bevor sie ins Land gelassen werden.

Der Schweizer Arbeitsmarkt profitiert überdies von einem streng leistungsorientierten Schulsystem, in dem Schüler schon früh entsprechend ihren Fähigkeiten gesiebt werden. Die Studiengebühren an den erstklassigen Universitäten betragen im Durchschnitt nur

tausend Dollar jährlich, weshalb Absolventen hier deutlich geringer verschuldet sind als ihre Altersgenossen in Skandinavien.

Unternehmerfreundlich und sozial

Unbeirrbar propagandisten des skandinavischen Sozialismus übersehen gern den Kurswechsel in Ländern wie Schweden, wo massive Staatsausgaben zu den Finanzkrisen der 1990er führten. Als Reaktion wurde der Spitzensteuersatz von knapp 90 Prozent auf 50 Prozent gesenkt. Die Staatsausgaben gingen von fast 70 Prozent auf 50 Prozent des BIP zurück. In dem Masse, wie die grösste skandinavische Volkswirtschaft den Staat verschlankte, den Unternehmen mehr Freiheiten liess und fast schon wie eine nordische Schweiz daherkam, konnte sich die Wirtschaft wieder erholen.

Die eigentliche Lehre des Schweizer Erfolgs lautet also, dass die von vielen Politikern geforderte Richtungsentscheidung – für privates Unternehmertum respektive für den Sozialstaat – falsch ist. Ein pragmatisches Land kann, wenn es für ausgewogene Verhältnisse sorgt, ein unternehmerfreundliches Umfeld schaffen und gleichzeitig soziale Gerechtigkeit haben. Die Schweizer sind die reichste Nation der Welt geworden, weil sie genau das hinbekommen haben. Ihr Erfolg ist so offensichtlich, dass er gern übersehen wird.



Aus dem Amerikanischen von Matthias Fienbork

Ruchir Sharma ist Chief Global Strategist bei Morgan Stanley Investment Management

© Ruchir Sharma, The New York Times Company, 2019

Wir fördern vieles, was gesund hält.

Allein das Wissen um das gesunde Leben reicht leider nicht aus. Es bedarf der Umsetzung in die Realität. Weil es bei den meisten, die ihr Verhalten gerne ändern würden, einen kleinen Stups braucht, haben wir mit dem Gesundheitskonto eine gesunde Motivationsspritze entwickelt, die Sie finanziell und mit konkreten Angeboten unterstützt.



Daniel Binkert, Marktgebietsleiter Ost

Unsere Gesundheit ist etwas vom Kostbarsten, das wir haben.

Umso wichtiger ist es, dass wir ihr Sorge tragen. Mit ausreichend Bewegung, einer gesunden Ernährung, präventiven Massnahmen und ausgewählten Vorsorgeuntersuchungen tun wir unserer körperlichen und geistigen Gesundheit viel Gutes. css.ch/gesundheitskonto

Fit durch den Alltag – Beteiligung an Kosten

Fit sein und sich wohl fühlen, bedeutet für jeden

etwas anderes. Manche mögen das Training im Studio, andere bevorzugen sportliche Aktivitäten an der frischen Luft oder zeitunabhängig in den eigenen vier Wänden. Egal zu welchem Typ Sie gehören, wir beteiligen uns an vielfältigen Bewegungsangeboten und helfen Ihnen, gesund zu bleiben und Ihr körperliches Wohlbefinden zu steigern.

Prävention & Vorsorge

Auf einige Gesundheitsfaktoren können wir positiv einwirken. Deshalb beteiligen wir uns auch an präventiven Massnahmen finanziell: Mit einem Check-up können Sie Ihren Gesundheitszustand prüfen und eine Impfung ist eine vorbeugende Massnahme und das wirksamste Mittel zum Schutz vor Infektions-

krankheiten. Je nach Alter lohnen sich auch weitere Präventionsmassnahmen.

Wir beraten Sie ganz persönlich

Interessiert Sie unser Gesundheitsangebot? Dann informieren Sie sich gerne auf css.ch. Noch lieber aber beraten wir Sie ganz persönlich bei uns in einer von 100 Agenturen schweizweit.

«Wir werden dich finden»

Was braucht es, um in ein befestigtes Terroristennest zu fliegen und einen bösartigen, verrückten und fanatischen Terroristen wie Abu Bakr al-Baghdadi auszuschalten? Wir fragen einen Mann, der es weiss: den amerikanischen Veteranen Rob O'Neill, der Osama Bin Laden getötet hat. *Von Amy Holmes und Urs Gehrig*



«Sind wir einmal am Boden, gewinnen wir»: Navy-Seal-Commander O'Neill im Einsatz, um 2011.

Jahrelang hatte er die Welt mit bestialischen Taten in Schrecken versetzt. Seit Samstag, 26. Oktober 2019, ist der Spuk vorbei. US-Präsident Donald Trump gab bekannt, dass der Führer des Islamischen Staates (IS), Abu Bakr al-Baghdadi, tot sei – eliminiert in Syrien durch die Delta Force, ein Sondereinsatzkommando der US-Army zur Terrorismusbekämpfung.

Einer, der weiss, wie man eine solche Mission erfolgreich zu Ende führt, ist der ehemalige US-Navy-Seal Robert O'Neill, 43. Er hat in seinen siebzehn Jahren Dienst mit der geheimnisumwitterten Top-Kommando-

einheit über 400 Kampfeinsätze absolviert. Er war Mitglied des kleinen Teams, das im Indischen Ozean US-Kapitän Richard Phillips vor somalischen Piraten rettete – verewigt durch Tom Hanks im Hollywood-Blockbuster «Captain Phillips». O'Neill half seinen schwerwunden Seal-Kollegen Marcus Luttrell aus einem von den Taliban belagerten Versteck zu befreien – eine qualvolle Tortur, die mit Mark Wahlberg verfilmt wurde: «Lone Survivor».

Bekanntheit erlangte Rob O'Neill indessen als der Mann, der Osama Bin Laden getötet hat.

Weltwoche-USA-Kolumnistin Amy Holmes und Auslandchef Urs Gehrig haben O'Neill

kontaktiert, um mit ihm über die Jagd auf al-Baghdadi und seine historische Abrechnung mit Bin Laden zu sprechen. Holmes ist O'Neill freundschaftlich verbunden, seit dieser sich 2012 aus dem Aktivdienst zurückzog und als «Killer Bin Ladens» zu erkennen gab. Viele im Militär, einschliesslich der Navy Seals, missbilligen die Medienkarriere des Mannes aus Montana. Dienen und töten sei Ehre genug. Ruhm brauche es nicht.

O'Neill sieht das anders. Durch seine Auftritte und sein Buch «The Operator» (das demnächst verfilmt wird) schaffe er Verständnis für die paar wenigen Männer, die mit ihren ge-

fährlichen Missionen die grössten Feinde unserer Zivilisation eliminierten und die Welt sicherer machten.

Rob O'Neill, was war Ihre Reaktion, als Sie vom Tod al-Baghdadis hörten?

Absoluter Stolz, natürlich. Ich fühlte mich stolz, nicht bloss als Amerikaner, denn es war eine Koalition, die zum Gelingen der Mission beigetragen hat. Die Jungs, die den Mut hatten, aus diesen Hubschraubern zu steigen, um den meistgesuchten Mann zu töten, wussten, dass sie in einen heftigen Kampf ziehen würden.

Für Zivilisten ist es unvorstellbar, was für eine Vorbereitung eine so heikle Mission erfordert. Welches sind die grössten Risiken?

Das grösste Risiko, dem wir ausgesetzt sind, ist der Flug. Die einzige Möglichkeit, dass al-Qaida oder der Isis oder eine dieser bösen Gruppierungen uns schlagen können, ist, dass sie uns in der Luft abschiessen. Sind wir einmal am Boden, gewinnen wir – ausser der Feind sprengt das ganze Gebäude in die Luft oder ein Terrorist zündet eine Sprengstoffweste und reisst uns mit ihm in den Tod. Die Männer, die auf eine solche Mission gehen, sind bestens trainiert dafür. Sie kennen sich. Sie wissen, wie man effektiv miteinander kommuniziert. Sie wissen, dass es keinen Sinn ergibt, sich um Dinge zu sorgen, die sie nicht beeinflussen können. Ich sah Kumpels auf der Bin-Laden-Mission im Hubschrauber schlafen. Ich erinnere mich, wie ich meine Freunde ansah und dachte: «Ihr schlaft tatsächlich – im Anflug auf Bin Ladens Haus. Ihr seid die coolsten Typen, die ich kenne. Ihr habt Eis in euren Adern.»

Wart ihr bereit, mit dem eigenen Leben zu bezahlen?

Wir haben die Möglichkeit akzeptiert. Wir wollten es nicht. Wir taten alles, was wir konnten, um es zu vermeiden, aber wir haben es akzeptiert. Ich war damals 35-jährig. Angenommen, ich hätte nicht an der Bin-Laden-Jagd teilgenommen und mir würde dafür ein langes Leben geschenkt – ich würde jeden Tag, den ich seither gelebt habe, zurückgeben, nur um an dieser Operation dabei gewesen zu sein. Absolut.

Wie fühlt es sich an, wenn der Einsatzbefehl kommt: «It's go time»?

Man hat das Ganze x-fach durchgespielt. Als wir aufbrachen, um Bin Laden zu holen, war ich schon 400-mal auf Mission gewesen. Als wir erfuhren, wer unser Ziel war, gab es keinen Jubel, keine *high-fives*, der einzige Unterschied zu sonst war, dass wir uns gegenseitig umarmten, bevor wir in die Hubschrauber stiegen. Dann sagten wir: «Let's go.»

Was ist der Schlüssel zu einer erfolgreichen Mission?

Effektive Kommunikation. Und Ruhe bewahren, wenn etwas nicht nach Plan läuft. Wir sprechen kaum ein Wort und schreien schon gar nicht «Go, go, go!». Wenn jemand Hilfe braucht, erkennst du das an seiner Körpersprache. Stress ist eine Willenssache. Du kannst jeden Tag in deinem Leben eine Entscheidung treffen: ruhig bleiben oder Chaos verursachen. Bei den Seals haben wir ein Akronym: KISS – «Keep it simple, stupid». (Halt es einfach, Dummkopf) Und bleib ruhig. So machen wir das, und so macht es die Delta Force, die nun al-Baghdadi ausgeschaltet hat. Wir Spezialkräfte haben alle die gleiche Taktik. Man könnte den britischen Special Air Service (SAS), den britischen Special Boat Service (SBS) oder die amerikanische Delta Force oder unsere Navy Seals zusammenwürfeln, und wir würden alle wissen, was zu tun ist, weil wir alle zusammen trainiert haben. *Keep it simple, stupid.*

Was geht einem durch den Kopf, Sekunden bevor man sich dem Ziel nähert?

«Bringen wir es einfach hinter uns.»

Aus zahlreichen Hollywoodfilmen kennen wir Kommandoaktionen mit Nachtsichtbrillen und viel Hightech-Schnickschnack. Was ist das grösste Missverständnis im Vergleich zur Wirklichkeit?

Es ist lustig, in Interviews sagt man mir immer wieder erstaunt: «Sie sehen ja gar nicht aus wie ein Navy Seal.» Dann frage ich: «Nun, wie sieht ein Navy Seal denn aus?»

Wie «The Rock» – wie Dwayne Johnson?

(Lacht) «The Rock» gibt es bei uns nicht. Aber ich verstehe natürlich, warum Frauen ihn attraktiv finden. Das grösste Missverständnis? Dass jeder von uns ein extrem harter Kerl ist. Zugegeben, es gibt sie, die komplett physischen Typen. Aber das ist einer von hundert.

Die meisten sind Typen wie ich aus Montana oder Iowa oder Florida, normale Menschen, die ihre Hypothek bezahlen und ihren eigenen Rasen mähen, mit echten Müttern und normalen Ehefrauen, und dann, wenn sie eine SMS bekommen, springen sie ab über dem Indischen Ozean. Was ich als Navy Seal gelernt habe: Es spielt keine Rolle, wie du aussiehst. Es spielt keine Rolle, woher du kommst. Du kannst alles tun, was du willst, solange du eine positive Einstellung und den Kopf bei der Sache hast.

Bei der Jagd nach al-Baghdadi wurde ein Militärhund verletzt. Präsident Trump

twitterte seine Glückwünsche für den deutschen Schäferhund, der offenbar den Namen «Conan» trägt.

Sie ist ein belgischer Malinois.

Wie wichtig sind Hunde für solche Missionen?

Die Hunde verstärken unsere Schlagkraft und Erfolgsquote ungemein. Wann immer ein Hund im Kampf getötet wird, hat er fünf Menschenleben gerettet. Wenn wir uns an einem Ort befinden, an dem wir nicht sicher sind, was uns erwartet, schicken wir den Hund aus, und er erkundet die Lage. Hunde haben eine Kamera auf dem Rücken aufgebunden, so können wir die Szene von aussen mitverfolgen. Der Hund ist so clever, dass er durch seinen Geruchssinn erkennen kann, ob sich hinter einer verschlossenen Tür eine Bombe oder eine Person befindet. Er kann zwischen einem Kämpfer und einem Zivilisten unterscheiden. Belgische Malinois sind Raubtiere. Wenn jemand wegrennt, können sie die Person verfolgen und fassen. Unsere Hunde sind bereit, bis zum Tod zu kämpfen, um uns zu retten.

Wie integriert sich der Hund in Ihr Team, wenn Sie auf Mission sind?

Der Hund betrachtet uns als Rudel. Sein Betreuer ist sein Vater, der Rest von uns sind Onkel.

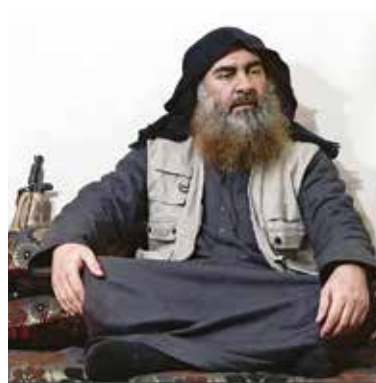
Was machen Hunde, wenn sie wieder auf der Basis sind?

Wenn wir nicht auf Mission sind – sagen wir, wenn das Wetter in Afghanistan schlecht ist, sitzen wir auf Sofas und schauen fern, und der Hund sitzt bei uns. Manchmal versucht er uns zu testen. Er legt seine Pfote auf dich, doch die muss man sofort weg-schieben, das ist kein freundliches, sondern ein dominantes Verhalten. Man muss darauf achten, dass die Hackordnung intakt bleibt. Sobald wir die Ausrüstung anziehen, ist

die Zeit der Streichelei vorbei, dann ist der Hund voll auf Draht.

Was passiert, wenn ein Hund stirbt?

In Virginia Beach steht das Denkmal mit den Namen unserer Gefallenen. Wenn man sich mit dem Rücken zum Denkmal wendet, sieht man rechts oben, etwa vier Meter entfernt, ein Denkmal für alle getöteten Hunde. Denn wenn wir in den Krieg ziehen, sind die Hunde immer rechts vorne. Dort steht auch der Name von «Kairo», dem Hund, der bei der Jagd auf Bin Laden mit uns mitgekämpft hat. Kairo hat so viele Silver Stars [Orden für besondere Tapferkeit



Terrorist Abu Bakr al-Baghdadi.

«Es spielt keine Rolle, wie genau er gestorben ist. Hauptsache, er ist tot.»

vor dem Feind, die Red.] wie ich. Ich habe zwei, er hat zwei.

In der Pressekonferenz beschrieb Präsident Trump, dass al-Baghdadi «wimmernd und weinend und schreiend» gestorben sei. Ist es für die psychologische Kriegsführung wichtig, den Top-Terroristen als Feigling und «Hund» zu beschreiben, der im Islam als niederes Wesen gilt?

Ich war nicht dabei, also kann ich nicht sagen, wie sich al-Baghdadi kurz vor seinem Tod verhalten hat. Es könnte wichtig sein, möglichen Rekruten des IS zu zeigen, dass wir sie überall aufspüren werden und dass sie in Angst und Schrecken sterben. In Bezug auf die kraftvollen Ausdrücke – so spricht der Präsident nun einmal. Er ist unkonventionell. Ich glaube persönlich nicht, dass er zwingend sagen musste, wie der Typ gestorben ist. Er wurde von sehr mutigen Männern getötet, die von sehr mutigen Männern und Frauen mit Informationen zum Ziel gelenkt wurden. Ich denke, es ist zu unserem Vorteil, wenn wir nicht zu sehr ins Detail gehen. Es spielt keine Rolle, wie genau er gestorben ist. Hauptsache, er ist tot. Aber die Tatsache, dass ein Hund ihn in den Tod gejagt hat, ist erstaunlich. Ich liebe es.

Dass man die Leiche al-Baghdadis identifizieren konnte, sei dank einem kurdischen Agenten möglich gewesen, der im Voraus die Unterwäsche des Top-Terroristen gestohlen hatte, heisst es aus kurdischen Quellen.

Ja, es ist erstaunlich, was alles unternommen wird, und es gibt Menschen, die ihr Leben, das ihrer Familie riskieren, damit wir diese Terroristen finden.

Trump wurde heftig kritisiert, weil er US-Truppen aus Syrien abgezogen und den Alliierten den Rücken gekehrt hat. War es ein Fehler von Trump, seine langjährigen Verbündeten zurückzulassen?

Das ist ein sehr komplexes Thema. Wir haben nie gesagt: «Wir gehen rein und befreien die Kurden.» Wir sagten: «Wir gehen rein und zerstören den Isis» – was wir taten, und die Kurden waren ein wichtiger Faktor dabei. Nun, man kann Präsident Trump nicht für das verantwortlich machen, was die Türken nun tun. Die Türkei ist Nato-Mitglied. Wir sollten in der Lage

sein, zu sagen: «Hey, Türken, hört auf, Menschen aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit zu trennen und zu töten.» Ich kann nicht beurteilen, ob der Truppenabzug eine gute Idee war. Als Soldat, der viele, viele Jahre lang gekämpft hat, schaue ich mich um und frage: «Hey, Leute, wie wäre es, wenn ihr mal etwas tun würdet?»

Wie würden Sie Präsident Obamas Verkündung vom Tod Osama Bin Ladens, den Sie getötet haben, mit Trumps Verkündung von al-Baghdadis Tod vergleichen?

Präsident Obama artikuliert deutlich, kurz und bündig. Präsident Trump mag es, die Basis zu bearbeiten. Ich erlebe Leute von ganz rechts, die mich in den sozialen Medien die ganze Zeit anschreien, weil sie sich weigern, zu glauben, dass Präsident Obama den Befehl gegeben hat, Bin Laden zu töten. Und es gibt jetzt Leute von ganz links, die es hasen, zu glauben, dass Präsident Trump den Befehl gegeben hat, al-Baghdadi zu töten. Ich mag die Art und Weise, wie Präsident Obama die Ansprache hielt, ich hatte nie ein Problem mit Präsident Obama, wie er mit uns militärisch umgegangen ist. Weniger ist mehr. Die Botschaft, die wir den Terroristen einhämmern wollen, ist: «Egal, was Schreckliches du denkst, wie scheusslich du bist und wie gut du dich verstecken kannst, wir werden dich finden und töten.»

Wie wichtig war es, die Jagd auf al-Baghdadi «Kayla» – nach Kayla Mueller – zu taufen? (Kayla Mueller war eine amerikanische Menschenrechtsaktivistin. Sie wurde im August 2013 in Aleppo vom IS gefangen genommen und 2015 getötet, nachdem sie mehrmals von ihren Entführern vergewaltigt worden war, die Red.)

Wir haben die Abzeichen der New Yorker Feuerwehr und Polizei auf uns getragen, als wir Bin Laden zur

Rechenschaft zogen. Diese Symbolik ist sehr wichtig. Nicht, dass wir es brauchen, aber es verstärkt die Bedeutung und den Sinn, warum wir tun, was wir tun.

Bin Laden steckte hinter dem grössten Terroranschlag auf die westliche Welt der Geschichte. Rob O'Neill, wie fühlten Sie sich, als man die Verantwortung für die Vergeltung auf Ihre Schultern legte?

Es lag nicht allein an mir. Ich war Teil eines Teams. Als Präsident Bush nach 9/11 sagte: «Unsere Freiheit wurde heute Morgen von einem gesichtslosen Feigling angegriffen, und die Freiheit wird verteidigt werden»,

meinte er, dass wir alle die Freiheit verteidigen werden. Auf der Mission waren wir 23 Typen, die alle die Verantwortung auf den Schultern trugen. Wie gesagt, war es eine normale Mission, ein normaler Flug, aber ein grösseres Publikum als gewöhnlich. (Lacht)

Als Sie Bin Ladens Zimmer betraten und dem Mann persönlich gegenüberstanden, was war Ihr erster Gedanke?

Mein erster Gedanke war: «Er ist grösser, als ich dachte. Er ist dünner, als ich dachte. Er ist älter. Sein Haar ist grau, er gibt nicht auf.» Ich dachte, er hätte bestimmt eine Selbstmordweste. «Er wird mich in die Luft sprengen. Ich muss ihm in den Kopf schiessen.»

Dann schossen Sie ihm ins Gesicht. Wie hat sich das angefühlt?

Ich schoss ihm drei Mal in den Kopf. Er fiel hin und schob noch seine Frau Amal in meine Richtung. Ich erkannte, dass sie mir zur Gefahr werden könnte, also legte ich sie auf das Bett, und dann stand da noch sein kleiner Sohn. Ich sah auf dieses Kind, und als Vater dachte ich: «Mensch, dieses arme Kind hat nichts damit zu tun.» Ich setzte ihn neben seine Mutter. Ein weiterer Navy Seal kam in den Raum, und ich konnte hören, wie Osama Bin Laden seinen letzten Atemzug machte. Da war ich also auf einer Mission, bei der ich selbst hätte sterben können, und einer meiner Kumpels sagte zu mir: «Hey, Mann, bist du in Ordnung?» Ich sagte: «Nein. Was machen wir jetzt?» Er lachte und klopfte auf meine Schulter und sagte: «Jetzt finden wir die Computer.»

Was war das Auffälligste in Bin Ladens Zimmer?

Die Absenz von Selbstmordwesten. Da war nichts. Ich weiss nicht, ob er an Selbstüberschätzung gestorben ist.

Er hat Sie nicht kommen hören?

Ich glaube, er hat uns kommen hören. Es gibt ein Interview mit Bin Ladens Frau Amal, da erzählt sie, Osama habe zu ihr gesagt: «Sie sind nicht wegen dir da, sie wollen mich, geh!» Es ist interessant, ihr Interview zu lesen, weil sie und ich jeweils denselben Moment aus verschiedenen Perspektiven schildern.

Sie haben die Leiche von Bin Laden mitgenommen. Wie war es, mit dem toten Top-Terroristen zu Ihren Füssen in die Dunkelheit zu fliegen?

Wir flogen in verschiedenen Helikoptern. Wir hatten seine DNA in dem einen und seine Leiche in dem anderen. Es war interessant, auf dem Flug sass jener Navy Seal neben mir, der das Feuer auf die somalischen Piraten eröffnet hatte, welche 2009 den amerikanischen Frachtschiffskapitän Richard Phillips entführt hatten. Er reichte mir eine Dose Tabak und sagte: «Nimm einen Schnupf von mir. Jetzt weisst du, wie es



Al-Qaida-Anführer Bin Laden.

«Er wird mich in die Luft sprengen. Ich muss ihm in den Kopf schiessen.»



«Ich brauche das Adrenalin nicht»: O'Neill heute.

sich anfühlt, ein Held zu sein.» Es fühlte sich fantastisch an. (Lacht)

Was ist für Sie ein Held?

Ein Held ist ein Typ, der die Treppe der Twin Towers hinaufrennt im Bewusstsein, dass er dabei sterben wird, während die Menschen ihm entgegenstürmen und um ihr Leben rennen. Jeder, der seinen Job tut, um Menschen zu retten, ist ein Held. Ich persönlich sehe mich nicht als Helden. Wenn mir Leute sagen, dass ich eine Berühmtheit sei, sage ich: «Ich bin nicht berühmt. Ich habe bloss jemanden erschossen, der berühmt war.» (Lacht)

Vermissen Sie das Kommandoleben?

Nein. Ich brauche das Adrenalin nicht. Ich vermisse ein paar nette Dinge. Wir gingen jeweils nach Arizona zum Fallschirmspringen und hingen in einer Bar namens «The Trident» ab, die einem pensionierten Navy Seal gehört. Das vermisse ich. Aber mir geht es gut.

In einem Interview haben Sie gesagt, dass Sie eine US-Flagge auf Ihrer Mission



«Verstärkung der Schlagkraft»: Schäfer Conan.

mitbringen, die Sie dann Präsident Obama übergeben haben. Haben Sie persönlich etwas von der historischen Mission mitgenommen, was Ihnen bis heute sehr am Herzen liegt?

Ja, den Moment, als wir Präsident Obama die Flagge übergaben, die wir gerahmt und alle auf der Rückseite unterschrieben hatten. Ihm fehlten die Worte. Er blickte auf diese Flagge, die wir für ihn in Bin Ladens Haus getragen hatten, dann schaute er hinüber [zu Joe Biden] und sagte: «Mr. Vice President, glauben Sie, dass ich einen guten Ort finden kann, um sie aufzuhängen?» Der Vizepräsident sagte: «Ja. Ich denke, sie wird in Ihrer Präsidentenbibliothek prächtig aussehen.» Obama erwiderte: «Vergiss es! Die kommt in mein Schlafzimmer.» Das war eine tolle Woche. Wir hatten Republikaner im Pentagon, Demokraten im Weissen Haus. Alle zusammen waren von Freude und Stolz erfüllt.

Haben Sie den Eindruck, dass Amerika und der Westen heute diese Einheit etwas verloren haben?

Ja. Viele hassen Präsident Trump so sehr, dass sie versuchen, Terroristen zu rechtfertigen, es ist eine Schande. Ich bin kein Republikaner, ich bin kein Demokrat, ich bin Amerikaner. Wir Veteranen und Amerikaner sollten zusammenstehen, ungeachtet unserer politischen Überzeugung.

Sind Ihre Mädchen nun in einem Alter, in dem sie langsam verstehen, was Sie getan haben?

Die Mädchen wissen, dass sie nicht darüber reden dürfen, aber langsam drängen sie mich und fragen: «Dad, wenn wir als Töchter des Mannes, der Bin Laden getötet hat, bekannt werden, könnten wir eine Reality-Show bekommen?» Ich sage: «Nein.» Sie sagen: «Es funktioniert bei den Kardashians.» (Lacht)

Schützen Sie immer noch strikt ihre Identität?

Ja. Du musst nur einen Fehler machen, und schon ist es passiert. Ich musste sie verstecken, aber sie gehen gut damit um. Sie sind wunderbare, aufgeweckte Mädchen. Sie scheuen sich nicht, zu fragen: «Hey, Dad, ich brauche ein neues Paar Gucci-Schuhe. Kannst du deinen Mädchen eine Freude machen?»

Und? Bekommen sie die Schuhe?

Immer. Ich kann meinen Kindern nie nein sagen. (Lacht)

Das Interview in der längeren englischen Originalversion auf www.weltwoche.ch/International



Inside Washington

Impeachment?

Trumps Feinde versteigen sich in Wunschdenken. Und blenden die Fakten aus.

Wagen sie es oder nicht, einen Präsidenten der Vereinigten Staaten anzuklagen und aus dem Amt zu jagen?

Mit «sie» ist die Presse gemeint, die sich seit einer kalten Novemberrnacht vor drei Jahren für die Amtsenthebung von Donald Trump einsetzt. Er wagte es damals frech, Hillary Clinton zu besiegen. Trumps Gegner auf dem Capitol Hill haben seither immer wieder auf plumpe Methoden gegen ihn gesetzt – unklare Untersuchungen und geheime Verhöre inklusive.

Die Anklageerhebung gegen Trump im demokratisch kontrollierten Repräsentantenhaus ist einfach. Ihn jedoch aus dem Büro zu entfernen, ist mehr, als sich selbst die Linken um die Abgeordnete Alexandria Ocasio-Cortez erträumen. Nach den Regeln der Verfassung erfordert der Sturz eines amerikanischen Präsidenten die Stimmen von 66 Senatoren. Nur so können sie sich dem Willen des Volkes widersetzen und ihr Urteil gegen dasjenige von Millionen von Wählern durchsetzen. Werden 45 Demokraten im Senat 21 republikanische Kollegen davon überzeugen, sich ihrem dreijährigen Kreuzzug anzuschliessen, um den Präsidenten loszuwerden? Ist unter all den Vorwürfen ein schlagender Beweis gegen Donald Trump, der dessen politisches Ende bedeuten würde?

Der NBC-News-Moderator Tom Brokaw ist skeptisch. Letzte Woche sagte der 79-jährige Doyen zu seinem enttäuschten MSNBC-Publikum: «Sie (die Demokraten) haben keine gravierende Gesetzesverletzung gefunden, die den Präsidenten stürzen könnte.»

Wenige bezweifeln, dass das Repräsentantenhaus für eine Anklage stimmen wird. Nach langem Zaudern hat auch die Vorsitzende Nancy Pelosi eingelenkt.

Aber wird das Parteiengetzänk Trumps Wahlergebnis im Jahr 2020 tatsächlich beeinflussen? Das werden wir bald einmal sehen. *Amy Holmes*



Lakonisch-provisorischer Umgang mit der Dreifaltigkeit: «Yeezy» Kanye mit Gattin Kim Kardashian.



Ikone der Woche

Jesus is king

Von Thomas Wördehoff

Oje, Kanye! Die Geschosse schlagen immer näher ein. Und das geht offenbar sehr schnell im hyperventilierenden Pop-Business. Vor sechs Jahren wurdest du mit deinem Album «Yeezus» noch geradezu frenetisch gefeiert – kein Mensch störte sich am blasphemischen Ringelpiez des Initials. Man nennt dich Yeezy, und du bist ein Genie. Du hast die Musikgeschichte zu deinem Instrument erklärt, donnerst Händel, Classic Soul, Queen, Jazz, Schmalz und Rap zu einem musikalischen Soufflé auf und wurdest von deinen Fans zu einer Art Duke Richard Amadeus van Bach verklärt – die Beatles können dir allenfalls die Schleppe tragen. Du bewunderst Donald Trump, und deine Leute fragten sich entgeistert, wer oder was wohl in dich gefahren sein möge.

Wenn du mich fragst, ist es das erratisch zuckende Hirn des Präsidenten, das dich fasziniert – Donald zelebriert seine Politik genau so, wie du deine Alben konzipierst. Du bist der Meister des Plötzlichen: Eben noch hörte man einen Händel-Chor, schon rauscht eine wunderschöne Soulstimme vorüber, ein rumpelndes Gospelklavier, was auch immer noch – *you name it!*

Dein neues Projekt, «Jesus Is King», ist ein Album zum Lob des Herrn, und ausgerechnet bei dieser Gelegenheit begnügst du dich mit unvollendeten Skizzen. Im Grunde genommen

Im Grunde genommen handelst du deinen Gottesdienst ab wie Donald die Weltpolitik.

handelst du deinen Gottesdienst ab wie Donald die Weltpolitik: mittels Kurznachrichten, die mal drastisch, mal rätselhaft ausfallen. Eigentlich nach WTF-Manier. Um ehrlich zu sein: Mir gefällt der lakonisch-provisorische Umgang mit der Dreifaltigkeit, weil (Gott sei Dank!) das Pathetische fehlt, und ich ja insgeheim davon ausgehe, dass unser Herr Humor hat.

Ich bin mir überhaupt nicht sicher, ob das auf der weltpolitischen Bühne ähnlich funktioniert. Jedenfalls – für dich wird's jetzt eng, Kanye. Die Rezensionen sind auf beiden Seiten des Ozeans eher mau, der *Stern* findet dein Album sogar «katastrophal», die *Welt* sagt es rundheraus deutsch und deutlich: «Kanye West lost himself.» Alles Bullshit. Ich glaube, dir ist einfach langweilig.

Das kommt davon, wenn man immer der Beste sein muss. Kanye, *Jesus is king!* Und du? Solltest den lieben Gott einen guten Mann sein lassen.

Eine Prinzessin macht Skandal

Luise von Österreich-Toskana, Königin von Sachsen in spe, verlässt 1902 Mann, Palast und fünf Kinder. Die Habsburgerin flieht in die Schweiz zu einem Alt-Bundesrat und zu einem berühmten Psychiater. *Von Christoph Mörgeli*

Der Skandal war ungeheuerlich und europaweit eine Sensation: Die damals 32-jährige, bei ihrem Volk ungemein beliebte Kronprinzessin Luise verliess am 9. Dezember 1902 ihr Königreich Sachsen. Die freiheitsliebende und intelligente Hochadlige hatte sich schon seit längerem mit ihrem Schlosspersonal und der starren Hofetikette schwergetan. Sie fühlte sich in ihrem Alltagsleben von einer feindseligen Umgebung bespitzelt und hatte zunehmend Mühe, die von ihr geforderte Distanz zu den «Untertanen» zu wahren.

Prinzessin Luise – obwohl aus der ehemals in der Toskana regierenden katholischen Habsburger Linie stammend – stiess sich am Umstand, dass in Sachsen ein bigottes katholisches Herrscherhaus einer fast ausnahmslos protestantischen Bevölkerung vorstand. Auch empfand Luise das Misstrauen von Hof und Regierung gegenüber der Sozialdemokratie – der weitaus stärksten politischen Kraft – als ausgesprochen unmodern. Die arrangierte Ehe mit ihrem gutmütigen, aber geistig wenig anregenden Gatten Friedrich August von Sachsen verlief nicht glücklich; weit schlechter noch aber stand es um ihr Verhältnis mit dem Schwiegervater, König Georg.

Das Fass zum Überlaufen brachte die Beziehung der fünffachen Mutter, die zum sechsten Mal schwanger war, zum belgischen Hauslehrer ihrer Kinder. Luise entbrannte in heftiger Liebe zum zehn Jahre jüngeren André Giron und dachte nur noch an Flucht. Zwar wollte sie später in ihren Memoiren von einem Verhältnis nichts mehr wissen – ihre «Eheirung» war aber unbestritten, sie hat diese gegenüber ihrem Mann auch schriftlich eingestanden. Danach empfand sie eine enorme Furcht, deswegen in ein Irrenhaus gesteckt zu werden.

Fluchttort Genf

Luise von Toskana reiste kurzentschlossen zu ihren Eltern nach Salzburg. Dort wurde sie allerdings ungnädig aufgenommen und aufgefordert, unverzüglich zu Mann und Kindern zurückzukehren. Doch sie entschloss sich, nach Zürich zu reisen. Hierbei unterstützte sie ihr Bruder Leopold, der in jenen Tagen aus dem österreichischen Kaiserhaus ausschied und den bürgerlichen Namen Leopold Wölfling annahm. Auch Luisens Liebhaber, André Giron, war inzwischen eingetroffen, ebenso Wölflings Mätresse.

Man reiste rasch weiter nach Genf, weil dort der Ehebruch nicht unter Strafe stand. Im



«Eheirung»: Prinzessin Luise mit Thronfolger Friedrich August III. an ihrem Hochzeitstag.

«Hôtel d'Angleterre», wo die beiden illegitimen Paare hausten, erreichte sie die Nachricht, dass die Monarchen in Wien und Dresden in aller Härte reagiert hatten: Luise von Toskana verlor sämtliche Rechte und Titel als kaiserlich-königliche Prinzessin, ein sächsisches Sondergericht sprach die Scheidung aus, dazu den Ausschluss aus dem Haus Wettin nebst lebenslangem Landesverweis. Und das Grausamste: Zu ihren Kindern wurde ihr jeglicher Kontakt untersagt; gestattet waren lediglich vierteljährliche Hofberichte an sie mit der Beschreibung von deren Entwicklung. Erst ein halbes Jahr später erhielt Luise mit dem Titel «Gräfin von Montignoso» eine neue Identität.

In Genf betraute Ex-Kronprinzessin Luise den landesweit bekannten Strafverteidiger und freisinnigen Politiker Adrien Lachenal mit ihren Interessen. Dieser hatte 1892 bis 1899 im Bundesrat gesessen und aussenpolitisch zahlreiche Handelsbeziehungen geknüpft. 1899 bis 1918 amtierte er als Ständerat. Ihm wurden allgemein vorzügliche diplomatische wie juristische Fähigkeiten zugebilligt. Luise ermächtigte Anwalt Lachenal zur Erklärung, sie wisse sich glücklich, unter dem Schutz der schweizerischen Gesetze zu stehen. Das damalige Vertrauen gekrönter Häupter, die in Spannung zur beengenden Etikette ihrer Höfe lebten, in die Schweiz ist auffallend: Schon die in Genf ermordete Kaiserin Sissi hatte ihren schriftlichen Nachlass dem Schweizer Bundesrat zu treuen Händen übergeben, da sie den rechtsstaatlichen Institutionen der Doppelmonarchie misstraute.

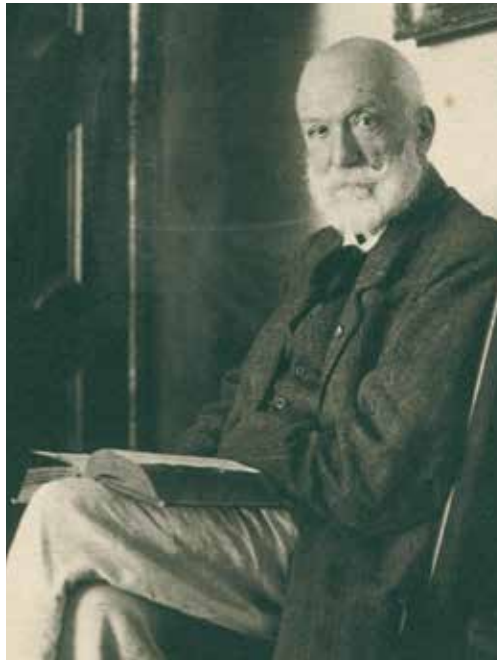
Verständnisvolle Schweizer Medien

Alt Bundesrat Adrien Lachenal unternahm alles, um die Position seiner Mandantin im Hinblick auf die rechtlichen Auseinandersetzungen zu verbessern. Vorerst drängte er

Das Grausamste: Zu ihren Kindern wurde ihr jeglicher Kontakt untersagt.

ihren Liebhaber Giron zur Abreise, um diese sie kompromittierende Situation zu bereinigen. Auch sorgte er dafür, dass die Genfer Polizei die auffällig unauffälligen Spitzel des Dresdner Hofes in die Schranken wies, welche in Genf das «Hôtel d'Angleterre» belagerten.

Die Schweizer Öffentlichkeit stand eindeutig auf der Seite der flüchtigen Kronprinzessin. So kommentierte der *Bund*: «Wir gestehen auch einer Kronprinzessin und einem Erzherzog das Recht zu, ihr Privatleben einzurichten, wie es ihren Neigungen und Ansichten am besten entspricht. Wir Republikaner sind gewiss am wenigsten geneigt, uns gesittet zu entrüsten, wenn wir sehen, dass irgendwo die Mächte des Temperamentes und des Blutes den Sieg über das starre monarchi-



«Ungemein mildernde Umstände»: Psychiater Forel.

sche Prinzip davontragen. Und besonders sind wir zur Nachsicht gestimmt, wenn eine Frau wie die Kronprinzessin mit ihrem Recht an das Leben, in ihrem Freiheitsdrang sich gegen den Zwang veralteter Etikette auflehnt.»

Gutachten von Auguste Forel

Luise von Toskana wurde sich ihrer verzweifelten Lage als Mutter so richtig bewusst, als sich der sächsische Hof schroff weigerte, sie ihren an Typhus erkrankten Sohn Friedrich Christian sehen zu lassen. In ihrem hochschwangeren Zustand folgte sie dem Rat ihres Anwalts Lachenal, zu dem sich inzwischen auch der sächsische Rechtsvertreter Felix Zehme aus Leipzig gesellt hatte, sich in einem privaten Sanatorium seelisch zu erholen. Zu diesem Zweck trat Luise am 8. Februar 1903 in die Nervenheilanstalt La Métairie bei Nyon ein. In ihrer Angst vor Irrenhäusern hatte sie vorgängig allerdings darauf bestanden, dass sie freiwillige Patientin sei und jederzeit austreten dürfe. Vergitterte Fenster, fehlende Türschlösser und nächtliche Schreie machten ihr rasch klar, dass sie von schweren Psychotikern umgeben war.

Neben dem Anstaltsdirektor erwartete in Nyon auch der weltbekannte Psychiater Auguste Forel die berühmte «Patientin». Anwalt Lachenal hätte die fachärztliche Diagnose einer vorübergehenden Unzurechnungsfähigkeit begrüsst, um Luises Sache am wirkungsvollsten vertreten zu können. Dazu konnte Forel allerdings nicht Hand bieten. Sein ausführliches handschriftliches Gutachten ist noch immer vorhanden und besticht durch eine erfrischend kraftvolle Sprache. Der frühere Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli in Zürich beurteilte die sächsische Kronprinzessin als grundsätzlich völlig normal. Seinen Forschungsinteressen entsprechend legte Forel das Gewicht vor allem auf Probleme der

Vererbung in dynastischen Häusern sowie auf die (grundsätzlich verneinte) sexuelle Krankhaftigkeit und auf die Suggestionsfähigkeit ihres Liebhabers.

Auguste Forel – 1904 Autor der berühmten Schrift «Die sexuelle Frage» – betrachtete Luise nicht vom Standpunkt der damals herrschenden Prüderie aus, sondern verurteilte als überzeugter Sozialist und Republikaner vielmehr das monarchische Prinzip mit seinen arrangierten Ehen, nicht weniger scharf aber auch den Sensationshunger der Presse.

Im Sinne eines möglichst sachgerechten Gutachtens traf Forel die sächsische Prinzessin zu mehreren Sitzungen; auch lud das Ehepaar Forel Luise privat nach Chigny bei Morges ein. Mit ihrem Geliebten Giron konnte er kein Gespräch führen, zog über ihn aber ebenso Erkundigungen ein wie über allfällige Erbkrankheiten im Hause Habsburg. Ein Wiener Gerichtsadvokat verneinte solche mit ganz wenigen Ausnahmen, warnte aber nachdrücklich davor, Frauen als verrückt zu erklären, nur weil sie Affären und ihre Finanzen nicht im Griff hätten. Die Medien berichteten in ganz Europa über Luises Klinikaufenthalt und über Forels Gutachtertätigkeit.

In Auguste Forels Nachlass finden sich aus jener Zeit etliche Briefe überspannter Zeitgenossen. So behauptete ein praktischer Arzt aus Norddeutschland, die Kronprinzessin sei von ihrem Liebhaber hypnotisiert worden und solle sich von Forel davon befreien lassen. Eine Wäscherin aus dem thurgauischen Diessenhofen schlug vor, sich dem Sachsenkönig vor die Füße zu werfen und sämtliche Schuld und Strafe auf sich zu nehmen, damit die fehlbare Mutter ihre Kinder wieder ans Herz drücken könne.

«Begabtes, heiteres, freies Kind»

In seinem psychiatrischen Gutachten lehnte Auguste Forel eine Schuldzuweisung explizit ab, denn es spreche im Fall der Affäre im sächsischen Königshaus alles für «ungemein mildernde Umstände». Das Verhalten von Luise sei erklärbar durch die zwanghaften Umstände der monarchischen Hofstrukturen und der dortigen Konvenienz-Ehen, die nicht auf individuellen Liebesgefühlen beruhten. Immerhin vergass der strikt abstinente Gutachter nicht den Hinweis, dass der Bruder Luises dem Alkohol verfallen sei.

Sie selber wie ihr Hauslehrer verdienten aber weit eher Mitgefühl und Sympathie statt Verurteilung. Luise sei «als unbändig munteres, begabtes, heiteres, freies Kind» aufgewachsen: «Eine ausserordentlich offene, einfache, natürliche Lebenswürdigkeit mit sprudelndem Witz, ungeheurer Phantasie, fast erschreckender Impulsivität, ungemein prompte Auffassungsgabe und intuitives Urteilsvermögen sind die Hauptzüge.» Der Waadtländer Mediziner zollte der Furcht-

losigkeit und Konsequenz der Kronprinzessin unverhohlene Bewunderung. Denn der Skandal hätte sich mit etwas gekünstelter Heuchelei und vorgetäuschter Reue wahrscheinlich vertuschen lassen. Entrüstete Verachtung zeigte Forel gegenüber der «Pressemeute», die allerdings von der «ungesunden Neugierde des Publikums» lebe.

Luise weilte drei Wochen lang in der Anstalt La Métairie und übersiedelte am 1. März 1903 nach Lindau, wo sie im Mai ihr sechstes Kind zur Welt brachte. Da Dresden dessen Legitimität nicht anzweifelte, übergab sie das Mädchen dem Hof, um es nicht um seine königlichen Privilegien zu bringen. Danach lebte Luise kurz auf der Insel Wight, auf Schloss Wartegg bei Rorschach und ab Dezember 1904 in Fiesole bei Florenz. Kurz zuvor hatte ihr geschiedener Mann als Friedrich August III. den sächsischen Königsthron bestiegen. Dies schien hunderttausend Untertanen der richtige Moment, um mit einer Petition die Rückkehr von Luise nebst Anerkennung ihrer Stellung als Königin zu fordern.

Beliebter einsamer König

Überhaupt hatte ihr Ausscheiden aus dem Königshaus bei der sächsischen Bevölkerung zu einiger Unruhe geführt; ihre Gegner unter dem Hofpersonal wurden verschiedentlich öffentlich beschimpft. Speziell bei der Sozialdemokratie und beim evangelischen Bürgertum genoss Luise erhebliche Popularität. Als das Ausstellen und der Verkauf ihres Fotoporträts in den Ladengeschäften verboten und sie vom lutherischen Kirchengebet ausgeschlossen wurde, stiessen diese Massnahmen auf Widerspruch. Nur ein «Allgemeiner Verband tugendhafter Frauen» forderte allen Ernstes den «Ausschluss Luises aus dem weiblichen Geschlecht».

1907 heiratete die frühere Kronprinzessin von Sachsen mit ihrem Flair für jugendliche Männer den dreizehn Jahre jüngeren Komponisten Enrico Toselli. Nach der Scheidung im Jahr 1912 zog sie nach Brüssel, wo sie bis zu ihrem Tod 1947 als Antoinette Maria Comtesse d'Ysette lebte und eine langjährige Beziehung zu einem wesentlich jüngeren Ingenieur unterhielt. König Friedrich August aber verheiratete sich nicht wieder. Erich Kästner erinnerte sich so an das Dresden seiner Kindheit und an seinen König: «Um die Weihnachtszeit spazierte er manchmal, ganz allein und mit hochgestelltem Mantelkragen, wie andere Offiziere auch, durch die abendlich funkelnde Prager Strasse und blieb nachdenklich vor den schimmernden Schaufenstern stehen. Für Kinderkleider und Spielwaren interessierte er sich am meisten. [...] Die Passanten stiessen sich an, flüsterten: «Der König!», und gingen eilig weiter, um ihn nicht zu stören. Er war einsam. Er liebte seine Kinder. Und deshalb liebte ihn die Bevölkerung.»

Comedy

«Was mache ich da?»

Zeki Bulgurcu setzt Mundart-Trends und bringt im Internet Millionen zum Lachen. Bei einer Schischa erzählt er, wieso die digitale Welt zugleich Fluch und Segen ist. Von Roman Zeller

Ein schwarzhaariger Mann öffnet die Tür. Die Fotografin müsse noch kurz die Bikinibilder von ihm fertigmachen, sagt er, Zeki Bulgurcu. Dann sei er «ready». Mit breitem Grinsen stellt sich der 29-Jährige mit dem unverkennbaren Vornamen Zeki vor und führt durch seine Wohnung im Grossraum Zürich. Pizzaschachteln türmen sich auf dem Balkon – «Die sind nicht alle von mir», rechtfertigt er sich und lacht erneut. In der Küche liegt eine Packung türkischer Würste. «Zekis Original Sucuk», steht darauf. Es sei seine Lieblingswurst.

«Sucuk» ist einer von vielen Trends, die der Internetstar etablierte. «Und das als Ausländer in seiner Schweizer Heimat», betont er. Auf «Zekisworld», wie er sich online nennt, spielt er mit dieser exotischen Konstellation. Es sei eine «Pionierleistung», wenn er – als Türke – eine Geschichte rein aus Schweizer Ortsnamen konstruiert. Oder wenn er mit Sepp, dem 75-jährigen Bauern – bekannt aus der Sendung «Bauer, ledig, sucht ...» – einen Jugendsprache-Dialog führt. In Filmchen fachsimpelt

«Ich war immer der Lustige, warum sollte ich nicht noch mehr Leute unterhalten?»

der Urner Senior mit ihm über «Schischa-Trube», eine Wasserpfeifengeschmacksrichtung, und anstatt «Gopferdeckel» zu rufen, empört er sich auf Türkisch. «Amina koyim», sagt Sepp, was Millionen zum Lachen bringt. «Das ist so speziell, dass das Video in den sozialen Medien viral geht», kommentiert Zeki.

Zeki, der sich selber als Komiker bezeichnet, wird von der Schweizer Jugend geliebt. Seit Jahren. Ob auf Instagram, Facebook, Snapchat oder Youtube – er erreicht sie millionenfach. Auf seinem Handy zeigt er ein Facebook-Video, das über sieben Millionen Views anzeigt. Über das aufstrebende Tiktok, das chinesische Videoportal, hat er mit seinen kurzen Sketchen seit März über 6,2 Millionen Likes ergattert.

Zum Vergleich: Auf Storyclash.com, der Influencer-Vergleichsplattform, wird Zeki mit seinen Kanälen gar nicht erst aufgeführt. «Ich habe mich rausnehmen lassen», sagt er. Weil er sich nicht gerne vergleiche. Dass er aber stets an erster Stelle rangiert habe – vor Radio Energy (über 4 Millionen Interaktionen), vor SRF (über 1 Million) und um Welten vor den klassi-

schen Medien wie der NZZ oder dem *Blick* –, bemerkt er nebenbei. Diesen September gewann er den Swiss Comedy Online Award, dabei erwähnte er in seiner Rede beiläufig seinen «eigenartigen Humor». Dazu sagt er: «Ich war immer der Klassenclown» und fragt plötzlich: «Bro, willst du eine Schischa?»

Nachdem Zeki in der Küche zwei Wasserpfeifen präpariert hat, pflanzt er sich aufs schwarze Ledersofa. «Zieht die Schischa?», will er wissen und erzählt, dass er 1990 in der Türkei geboren sei. In Konya, südlich von Ankara. Als Dreijähriger sei er dann in die Schweiz gekommen. Der Vater habe als Chemievorarbeiter in Basel eine Stelle gefunden. Heute habe er seine eigene Reinigungsfirma, sagt Zeki. Er sei ein «humorvoller Mensch». Er schätzt, dass er zu 80 Prozent wie der «Papi» und zu 20 Prozent wie «Mami» sei.

Aufgewachsen ist Zeki in der Stadt Basel, in Kleinhüningen, einem «harten Pflaster», fügt er an und lacht. Dort hätten viele Ausländer gewohnt. Probleme habe er nie gehabt. Respekt sei ihm stets wichtig gewesen, worauf er auch heute in seinen Beiträgen achte. «Bei Rassismus und Diskriminierung hört der Spass auf», sagt er. Damals in der Schule habe er die humoristischen Grenzen ausgelotet. Er habe stets Witzchen gemacht. Auch mit den Lehrern, weshalb er seine Lehre mit zwei Verwarnungen abgeschlossen habe.

Zeki hat fortwährend Sport betrieben. Als Fussballer brachte er es bis zu den Junioren des FC Basel. Als seine Eltern in die Provinz, ins basellandschaftliche Bättwil, zogen, wechselte er zum FC Ettingen. Bevor er 2013 als Online-Comedian durchstartete, betrieb er Krafttraining. Zeki zückt sein Handy. «Schau mal», sagt er und zeigt ein Bild von sich in Bodybuilder-Pose und ohne T-Shirt. «Ich habe gute Gene, wenn ich trainiere, kommt das schnell.» Seine Zeiten als Muskelpaket seien passé, das sei seinem Instagram-Kanal «Swiss-meme» geschuldet. Dafür habe er viel Zeit investiert. «Wenn ich etwas mache, dann leidenschaftlich – ich bin vielleicht etwas extrem.»

Um vier Uhr nachts

Es sei 2013 gewesen, als er bis tief in die Nacht vor dem Computer gesessen sei, sagt Zeki. Das sei öfters vorgekommen. Nach der Arbeit habe er nach «Memes» gesucht, Bildern, die mit einem Spruch einen Witz ergeben, ein Bewusstsein auslösen. «Warum mache ich das nicht selber? Und auf Mundart?», habe er sich



«Pionierleistung»: Online-Komiker Zeki.

gefragt. Er habe Memes für die Schweiz kreieren wollen.

Das habe er sich zugetraut, sagt er rückblickend. «Ich war immer der Lustige, warum sollte ich nicht noch mehr Leute unterhalten?» Herausgekommen sei «Swissmeme», sein Instagram-Account, auf dem er sein erstes Bild um vier Uhr in der Nacht gepostet habe. Seine Botschaft: «Wenn du im Kino vergisst, dis Handy uf lautlos z'stelle, aber es egal isch, well du eh kei Fründe hesch.»

Zeki landete mit seinen Schweizer Memes einen Volltreffer, traf den Nerv der Zeit. Viele erkannten sich in den alltäglichen Situationen, was das Interesse der Öffentlichkeit weckte. 2014 folgten erste Berichte über ihn. Im Laden, wo er noch immer arbeitete, sei er regelmässig erkannt worden. 2015, als er die Regale aufgefüllt habe, sei ihm plötzlich etwas bewusst geworden. Er dachte sich: «Was mache ich da?» Noch im selben Jahr kündigte er, war danach bis 2016 arbeitslos. «Ich habe nicht gechillt»,

betont er, sondern er habe seinen Memes-Output verdoppelt. Immer mehr Menschen habe er erreicht, worauf ihn 2017 der Sender 3 plus engagiert habe. Sein Aufstieg sei zeitgleich mit der Influencer-Szene verlaufen, wie sich Zeki erinnert. Mit der grössten schweizerdeutschen Community im Rücken habe er fortan Social-Media-Inhalte für 3 plus gestaltet.

«Der kleine Prinz»

«Zieht deine Schischa noch?», fragt Zeki und bietet neue Kohle an. «Weisst du», fährt er fort, «die sozialen Medien sind Fluch und Segen.» Einerseits sei er dankbar. Finanziell

Wenn er «den Fame» – seine Berühmtheit – abgeben könnte, er würde ihn keinen Tag vermissen.

gehe es ihm gut, den Job möge er. Was er ohne die sozialen Medien machen würde, wisse er nicht. «Wohl irgendwas im Detailhandel», vermutet Zeki. Dass die Netzwerke, über die er seine Fans erreicht, nicht perfekt seien, sei ihm klar. Facebook und die Probleme mit der Privatsphäre. Oder die chinesische Videoplattform Tiktok, die gewisse Inhalte von sich aus zensuriert und steuert: «Eigentlich könnte ich nirgends mehr nichts platzieren.»

Belastet werde aber vor allem seine Privatsphäre. «Es gibt keine Tabus», sagt er. Zeki zieht an der Schischa und bläst den Rauch langsam aus. Es gehe so weit, dass er Menschenmassen meide. «Du wirst immer angesprochen, im Kino, im Restaurant, in den Ferien auf Mykonos.» Was anfänglich eine Bestätigung war, hat sich geändert. «Heute will ich einzig und alleine meine Ruhe», gesteht er. Wenn er «den Fame» – seine Berühmtheit – abgeben könnte, er würde ihn keinen Tag vermissen. Darüber reflektiere er, der sich als nachdenklichen Menschen bezeichnet, momentan viel: sein Leben, seine Zukunft, sein Glück. Im kommenden März spielt er in seinem ersten Kinofilm mit, die Zekisworld GmbH hat er kürzlich gegründet, Stand-up-Comedy ist sein erklärtes Ziel.

Kürzlich habe er das Buch «Der kleine Prinz» gelesen, wobei ihm seine Kindheit wie ein Film vorgekommen sei. Er schaut zum Comedy-Preis, der auf dem Cheminée steht. Erleichtert sagt er: «Als ich auf der Bühne stand, dachte ich: <Fuck Mann, ich has geschafft.>» Er habe das so sehr gehofft, dass er sich kopfüber in die Arbeit gestürzt und plötzlich alles um sich vergessen habe. Im Eingangsbereich stehen ein Paar High Heels. Im April endete seine dreijährige Beziehung. Das Streben nach Erfolg sei in den Vordergrund gerückt, so Zeki. «Um dorthin zu kommen, wo ich bin, habe ich viel geopfert», sagt er, und die Kohle der Schischa erlischt.



Natur

Faszination Eichhörnchen

Einst als Schädlinge bekämpft, verteufelt, stehen die Eichhörnchen bei den Menschen heute hoch im Kurs. Sie ähneln uns mehr, als wir glauben. *Von Josef H. Reichholf*

Niedlich, flink und irgendwie frech sind die Eichhörnchen. Man kennt sie, freut sich über sie – oder beachtet sie nicht weiter. Weil sie uns so geläufig sind. Kinder mögen die kleinen Kobolde besonders gern. Sie sind auch gar nicht scheu, die Hörnchen. Manchmal scheinen sie sogar mit uns spielen zu wollen. Da flitzen sie auf der von uns abgewandten Seite den nächsten Baumstamm hoch und lugen dann kurz von der einen, dann von der anderen Seite auf uns herab. Gerade so wie Kinder, die Verstecken und Fangen spielen. Eichhörnchen zuzuschauen, macht Spass. Weiteres Interesse erwecken sie aber kaum.

Dies liegt nicht bloss an unserer Oberflächlichkeit, mit der wir die Tiere in der Stadt betrachten – falls wir überhaupt auf sie achten. Es ergibt sich auch aus der Tatsache, dass Eichhörnchen in Tierfabeln kaum vertreten sind. Wir müssen suchen, um fündig zu werden. In der sagenhaften Zeit der alten Germanen flitzte das Eichhörnchen die Weltenesche Yggdrasil, der mythische Weltenbaum – rauf und runter. Dem hoch oben in der Krone residierenden Odin, dem Baumgott, berichtete es vom Tun der Menschlein unten auf der Welt. Allzu viel scheint dies nicht gewesen zu sein. Hugin und Munin, das Rabenpaar, waren dem Gotteswesen zweifellos wichtiger als Boten aus der Menschenwelt. Die Raben verschafften sich dank ihrer Klugheit und Flugfähigkeit einen besseren Überblick als das kleine Hörnchen.

Viel später verwandelten die Schwaben das Eichhörnchen in einen Kobold. «Der Teufel ist ein Eichhörnle», heisst es ganz liebevoll, und

man weiss, wie das gemeint ist. Herausfordernd wirkt das Tierchen tatsächlich, wenn es uns aus sicherer Warte taxiert; wir lassen es gewähren, das Teufelchen, und in der Welt der Städte mit uns leben.

Hörnchen könnte auch Ratte sein

Das war nicht immer so. Eichhörnchen wurden nämlich als Waldschädlinge verfolgt. Mehr oder weniger primitiv ausgestopft, hingen sie in Wirtshausstuben, Hausfluren und über Balkonen. In Einheitshaltung waren sie auf einem Aststück oder einem grossen Baumschwamm platziert. Alter Abwehrzauber mag damit verbunden gewesen sein. Der kleine Kobold sollte dem grossen Teufel signalisieren, dass es ihm auch so ergehen werde, wenn er es wagen würde, in dieses Haus einzudringen. Das Glück lud im Gegenzug ein Hufeisen daneben ein.

Allerlei Gedanken kann man sich zum Eichhörnchen machen. Auch über jene Bayern, die ihre Mundartversion von «Eichhörnchen mit Schwanz» zum Sprachtest erheben. Beim oftmals nur hinreichend verständlichen «Oachkatzlschwoaf» verweist das schwierige «oa» immerhin auf eine Eigenheit, über die es nachzudenken lohnt. Der lange, buschige Schwanz, der das Eichhörnchen so unverwechselbar macht, gehört in unseren Emotionen in eine andere, uns nahe Welt.

Der grosse Rest des Hörnchens könnte nämlich auch Ratte sein. Der Grösse nach, der gestreckten Körperform und seines typischen Nagergebisses wegen. Eichhörnchen sind Nagetiere wie die Ratten. Aber was ein schwarz-

braunes Eichhörnchen für uns sofort von einer Ratte unterscheidet, auch wenn die Körpergrössen sehr ähnlich sind, das ist der buschige Schwanz. Wir sind ansonsten sehr grosszügig, wie bei (echten) Mäusen und Fledermäusen. So gross der Unterschied auch ist, wir bleiben bei Maus. Wir schafften es nicht, aus Fledermaus wenigstens Fledertier zu machen. Das wäre zwar nicht schön, aber machte die Trennung klarer. Beim Walfisch haben wir uns nach langen Bemühungen schliesslich doch zum Wal bekehren lassen. Eichhörnchen hingegen hiessen nie Baumratten oder ähnlich. Lieber nannten wir sie Kätzchen, mit denen sie als Nagetiere biologisch nicht näher verwandt sind als wir Menschen mit ihnen.

Der Schwanz macht den Unterschied

Vieles deutet darauf hin, dass tatsächlich der Schwanz den entscheidenden Unterschied ausmacht. Der lange Rattenschwanz wirkt mit seiner spärlichen, kaum erkennbaren Behaarung räudig. So ein Aussehen signalisiert Gefahr. Richtigerweise, denn Ratten übertragen und übertragen gefährliche Krankheiten. Haarlose, schuppige Stellen am Körper von Säugetieren sind stets verdächtig. Hautkrankheiten und innere Erkrankungen verursachen Haarausfall. Seit Urzeiten bedeutete dies Vorsicht für uns Menschen, die wir mit unserer eigenen Nacktheit besonders anfällig für Hautkrankheiten sind. Ratten zu essen, vermeiden wir aus triftigen Gründen; wir wollen sie nicht im Haus und nicht einmal in der Kanalisation haben.



Ihr kindlich-rundes Gesichtchen spricht uns an.

Unsere Eichhörnchen gibt es in unterschiedlichen Varietäten, mit einem Fell in hellem Rotbraun bis Schwarz. An der Farbe liegt es gewiss nicht, dass das Grauhörnchen verteufelt wurde und heutzutage massiv bekämpft wird. Auch seines Naturells wegen nicht. Es ist nicht minder munter als das Eichhörnchen, vielleicht sogar noch eher bereit, sich Menschen zu nähern, um eine Nuss zu übernehmen. Es hat einen schön buschigen Schwanz und ein ausdrucksstark-rundliches Gesicht. Dennoch ist es das böse, das Eichhörnchen aber das gute Hörnchen. Die Unterscheidung geschieht einfach nach dem Prinzip «fremd gegen heimisch». Das fremde Grauhörnchen verdrängt in Grossbritannien das dort heimische Eichhörnchen. Sagt man. Doch die wissenschaftlichen Belege sind, kritisch gesichtet, keineswegs so zwingend schlüssig. Die Ausbreitung des Grauhörnchens wurde begünstigt durch die vorausgegangene und bis in die letzten Jahrzehnte anhaltende massive Verfolgung der britischen Eichhörnchen als Forstschädlinge. Gleichzeitig fand eine Massenvernichtung der natürlichen Feinde Habicht und Baumarder statt. Wo es diese nicht mehr gibt, herrschen keine halbwegs natürlichen Verhältnisse für die Hörnchen, egal, ob Grau- oder Eichhörnchen.

Besonderer Energiehaushalt

Tatsächlich sind es wir Menschen, die den invasiven Arten den Nährboden für die Ausbreitung bereiten. Ob zu uns Grauhörnchen in grösserem Umfang von Italien her zuwandern, wird entscheidend davon abhängen, wie stark Habicht und Marder hierzulande «kurzgehalten» werden. Auch ob die Forstwirtschaft den Eichhörnchen genug zum Leben lässt. Dass es ihnen in den Städten viel besser geht, hängt mit der Einstellung der Bevölkerung zusammen. In der Stadt dürfen Bäume alt werden und Höhlen bekommen, in denen Eichhörnchen und Käuze leben können. In der Stadt werden die Hörnchen gefüttert. Das verbessert ihre Chancen, in guter Kondition durch den Winter zu kommen.

Vertraut mit Menschen, wie sie es sind, müssen sie in der Stadt seltener fliehen. Das spart Energie. Der Energiehaushalt ist aber das wirklich Besondere der Eichhörnchen. Sie sind schlank gebaut und müssen agil sein. Das kostet Energie. Sie benötigen Nahrung, die ähnlich gehaltvoll sein muss wie unsere eigene. Sie ähneln uns mehr, als wir vermuten – auch in ihrer Munterkeit, die uns Aufschluss darüber gibt, warum viele junge Säugetiere und unsere Kinder so viel spielen (müssen).



Josef H. Reichholf ist Evolutionsbiologe und Ökologe. Er lebt im bayerischen Inntal. Sein Buch «Das Leben der Eichhörnchen» ist im Hanser-Verlag erschienen.

Jazz

Schrei der Melancholie

Von Peter Rüedi

Ich denke ja nicht, dass es einen direkten Zusammenhang gibt zwischen Landschaften und so etwas wie einem Nationalcharakter. Dennoch ist der Hang polnischer Musik zur Melancholie, eine Auswirkung der tiefen polnischen Himmel auf den unter diesen entstandenen Jazz (z. B.) nicht ganz von der Hand zu weisen. Wenn immer wir unter Melancholie nicht einen Zustand der willenlosen Kapitulation vor den von allen Rändern hereinbrechenden Finsternissen und Unvermeidlichkeiten verstehen, sondern eine ambivalente Qualität, die gegen den Strudel ins schwarze Auge auch jede Menge Gegenkräfte mobilisiert, so dass im Idealfall ein subtiles Gleichgewicht entsteht zwischen Selbstpreisgabe und vitaler Auflehnung dagegen. Jedenfalls erinnert die Musik des polnischen Saxofonisten Maciej Obara und seines pianistischen Partners Dominik Wania auf Anhieb an die des im Juli vor einem Jahr verstorbenen grossen Trompeters Tomasz Stanko, noch bevor wir zur Kenntnis genommen haben, dass beide dem alten Meister leibhaftig begegnet sind, mit ihm gearbeitet haben und ihm auf ihrer schönen neuen CD mit dem Titel «Three Crowns» auch eine Art Requiem widmen, «Mr. S». Obara, Jahrgang 1981, ist ein grosser, ebenso lyrischer wie expressiver Melodiker, dessen herzausreissende Saxofonlinien durch seinen *Alto-ry* fast schmerzlich ins Ohr schneiden.

Im Kontrast zur subtilen, introspektiven Nachdenklichkeit von Wantias Piano, zur knisternd inspirierten Beweglichkeit der beiden weiteren Partner, der Norweger Ole Morten Vågan am Kontrabass und Gard Nilssen am Schlagzeug, ergibt das eine ebenso schwebende wie kraftvolle Musik von hoher Spannung. Sechs Stücke schrieb Obara selbst, dazu kommen zwei Überführungen von Kompositionen Henryk Mikolaj Góreckis (1933–2010) in die improvisatorische Sphäre des Jazzquartetts, respektvoll, aber völlig entspannt. Melancholie meint jedenfalls in keinem Moment von Obaras Album pathetische oder sentimentale Abdankungsstimmung. Sie schliesst gelegentlich unvorhersehbare Ausbrüche und verspielte Spässe keineswegs aus und ist doch der Grundton dieser Musik.



Maciej Obara Quartet: Three Crowns. ECM 2662



Sogkraft: Hauptdarsteller Sven Schelker in «Bruno Manser – Die Stimme des Regenwaldes».

Kino

Einzelkämpfer im verlorenen Paradies

Der Schweizer Spielfilm über den Umweltaktivisten Bruno Manser gehört zu den besten des heimischen Filmschaffens und ist brandaktuell. *Von Wolfram Knorr*

Vielleicht wollte er als Kind ein Indianer werden und als Erwachsener nicht so leben wie «Der neue Mieter» in Eugène Ionescos Einakter, den sein Besitz so umzingelt, dass er kaum mehr atmen, kaum mehr zu sein vermag. Schon nach der Matur trieb es ihn in die Alpen zum simplen Handwerk, doch er wollte mehr, einen echten Bruch mit dem Wohlstandsleben. Den vollzog der 1954 in Basel geborene Bruno Manser Anfang der 1980er Jahre und ging nach Borneo, in den Dschungel des malaysischen Bundesstaats Sarawak. Dort stiess er, fernab von allem, auf die nomadischen Penan. Er blieb sechs Jahre bei ihnen, lernte ihre Sprache, nahm ihre Lebensweise an, dokumentierte alles in Tagebüchern. Er hatte gefunden, was er gesucht hatte: ein Leben ohne Eigentum und Unterdrückung. Doch genau diese Eigenschaften, denen er enteilt war, holten ihn ein, drangen in den Dschungel vor: Die Holzindustrie frass sich gierig in Mansers Paradies und nahm den Penan nicht nur ihre Lebensgrundlage, sondern bedrohte auch das ökologische System.

Bruno Manser sah seinen Lebenstraum schwinden, auch friedliche Blockaden gegen die Holzfirmen halfen nicht. Er wurde zum Feind, sogar ein Kopfgeld wurde auf ihn ausgesetzt. 1986 entging er knapp einer Verhaftung, 1990 kehrte er heimlich in die Schweiz zurück und kämpfte für sich und sein Anliegen, grün-

dete mit Freunden einen Fonds, schrieb das Buch «Stimmen aus dem Regenwald», hielt zahlreiche Vorträge, fiel durch spektakuläre Protestaktionen auf, forderte ein Importverbot von Tropenholz in der Schweiz – und kehrte resigniert von der wohlstandshungrigen Gesellschaft zu seinen Penan zurück, deren Lebensraum weiter unter Druck geriet. Er wollte vor Ort helfen und Ende Mai 2000 eine weitere indigene Gruppe aufsuchen. Von dieser Reise kehrte er nicht mehr zurück. 2005 wurde Bruno Manser für verschollen erklärt.

Ein rousseauscher Romantiker? Ein Naiver? Ein besessener Ethnologe? Wahrscheinlich von allem etwas. 2007 drehte Christoph Kühn einen Dokumentarfilm mit dem Penan-Häuptling Along Sega, der den Umweltaktivisten bestens gekannt hatte und mit dessen Hilfe Kühn den Motiven des Aussteigers nachging. Niklaus Hilber («Amateur Teens») lässt nun den Spielfilm «Bruno Manser – Die Stimme des Regenwaldes» folgen, der brandaktuell ist, mit einem Budget von sechs Millionen Franken zu den teuersten Schweizer Filmen gehört und sie bewundernswert genutzt hat.

Denn Hilber, der mit seinen Co-Autoren Patrick Tönz und David Clemens das Drehbuch schrieb, beginnt wuchtig mit wuchernen Tropenbildern und einer Kanufahrt in eine fremde, geheimnis- und gefahrenvolle Szenerie, in die Bruno Manser (Sven Schelker)

unerschrocken eintaucht. Das entwickelt beim Zuschauer sofort eine Sogkraft. Konsequenterweise vermeidet Hilber zum einen den Hang zu romantischer Exotik à la «The Emerald Forest» (1985) von John Boorman und zum anderen das Gott, Natur und Menschheit herausfordernde Grössenwahngetue wie bei Werner Herzog («Fitzcarraldo», 1982).

Niklaus Hilber bleibt auf Augenhöhe realer Figuren, macht seinen Aussteiger nie grösser, als er ist; dieser ist ein Anti-Aguirre sozusagen, der nicht erobern, sondern verstehen will. Wenn Bruno nach Tagen und Wochen völlig allein im Dschungel, vor dem ihn sein Bootsführer warnte («Wollen Sie das wirklich? Das überleben Sie nicht»), auf die Penan trifft, bleibt er lange in respektvoller Distanz, damit ihn die indigene Gemeinde, die ihn ebenfalls bäugt, nicht für einen ungebeten Eindringling hält.

Die Phase der Integration, das Lernen ihrer Sprache und Lebensweise, spart Hilber (leider) aus und springt gleich in die Zeit, in der Bruno im Lendenschurz mit seinen neuen Freunden auf Wildschweinjagd geht. Das wirkt wie die Erfüllung seines Indianertraums aus Kindertagen. Die Lovestory wiederum ist von sanfter Sprödeheit und enteilt nicht ins Romantische, bleibt auf dem Boden eines unverklärten, archaischen Lebens.

Auch wenn Manser den Widerstand gegen die Funktionäre der Holzindustrie anführt und organisiert, wird er nie zum Besserwisser mit seiner Herkunft aus der Welt der kalten Rationalität. Hilber vermeidet jeglichen imperialen Zug bei Brunos Widerstandsaktivitäten. Selbst als er später verzweifelt in der Schweiz mit verwegenen Aktionen ans Schicksal der Penan und ihren gefährdeten Lebensraum mahnt und vergeblich um Hilfe bittet, wirkt sein moralischer Impetus nicht auftrumpfend, nur noch resignativ.

Sven Schelker («Der Kreis») verkörpert Manser als idealistisch glühende Mischung aus Pfadfinder, moby-dickschem Ismael und Eigenbrötler-Umweltaktivisten; gutgläubig und zugleich von obsessivem Engagement für jene Nomaden, bei denen er sich nie unbehaust fühlt. Man nimmt es ihm ab, wenn er wie David vor Goliath, dem Leiter der Holzfällertuppe, für die Penan das Wort ergreift, auch wenn er in diesem Kampf der Unterlegene bleibt; aber genau das verleiht «Bruno Manser – Die Stimme des Regenwaldes», dem Film über einen Einzelkämpfer im verlorenen Paradies, seine aktuelle Wucht. ★★★★★

Weitere Premieren

Deutschstunde — Auch hoch im Norden, wo Deutschland im Schlick versickert, gibt's kein Entrinnen vor der Pflicht. Maler Nansen (Tobias Moretti), dessen Bilder den «Entarteten» zuzurechnen sind, erhält über seinen alten Freund, den Dorfpolizisten (Ulrich Noethen),



Pflicht über alles: «Deutschstunde».

Malverbot. Dieser ist ein Pflichtbesessener, der durchsetzt, was die Partei verlangt. Der Krieg ist weit weg, Pflicht aber alles. Siegfried Lenz' Klassiker «Deutschstunde», zum zweiten Mal verfilmt, wird erschlagen von der Bedeutung. Wie Blei drückt sie auf die Figuren. Die Ironie, mit der Lenz spielte, ist tödlicher Ernst. ★★★☆☆

Midway – Roland Emmerich, Spezialist für Blockbuster («Godzilla») wuchtet noch mal die Pazifikschlacht um die Midway-Inseln auf die Leinwand, die 1942 als Wendepunkt in der US-Kriegführung galt – und lässt kein Klischee des Hollywood-Kriegsfilms aus den 1950er und 60er Jahren aus, mit all ihrer patriotischen Heroik. ★★★☆☆



Patriotische Heroik: «Midway».

Knorrs Liste

1	Joker Regie: Todd Phillips	★★★★★
2	Parasite Regie: Bong Joon Ho	★★★★★
3	The Report Regie: Scott Z. Burns	★★★★☆
4	Sorry We Missed You Regie: Ken Loach	★★★★☆
5	Portrait de la jeune fille en feu Regie: Céline Sciamma	★★★★☆
6	Ich war noch niemals in New York Regie: Philipp Stölzl	★★★★☆
7	Downton Abbey Regie: Michael Engler	★★★★☆
8	Official Secrets Regie: Gavin Hood	★★★★☆
9	Systemsprengrer Regie: Nora Fingscheidt	★★★★☆
10	Once upon a Time in Hollywood Regie: Quentin Tarantino	★★★★☆



Körzis Hollywood

Rotwein, Grüntee, Massagen

Man wird nicht alt. Man wird unsterblich. Von Norbert Körzdörfer

Lebensziel in Hollywood? «Du wirst erst unsterblich – und dann alt, aber langsam!» Bei den Oscars sind die bewegendsten Momente die «In Memoriam»-Diashows der gestorbenen Stars des Jahres. Plötzlich trauert die Traumfabrik.

Kultproduzent Robert Evans («The Godfather», «Chinatown») schloss mit 89 seine Sonnenbrillen-Augen – und Old Hollywood seufzte. Mitte der fünfziger Jahre wurde er im Pool des «Beverly Hills Hotel» entdeckt, von der Witwe eines Film-Moguls. Mit 36 war er Chef von Paramount geworden. Er war siebenmal verheiratet (u.a. mit Ali MacGraw) – und hatte angeblich siebzehn Geliebte gleichzeitig (alle mit gesponsertem Auto). Er war unsterblich. Bevor er starb.

Beim 100. Geburtstag von Kirk Douglas («Spartacus») gab's als Gästegeschenk Serviettenringe mit silbernen Boxhandschuhen. Botschaft: Du musst dich hier durchkämpfen! Douglas hat nie vergessen, woher er kam, auch mit 102 nicht: «Ich bin der Sohn eines jüdischen Lumpensammlers aus New York!» Sein Sohn Michael («Wall Street») ist 75, hat Kehlkopfkrebs besiegt und ist Kultstar der sensationellen Netflix-Serie «The Kominsky Method». Story? Alt werden in der Stadt, in der man schon mit 30 alt ist. Eine *old buddy*-Komödie: armer Ex-Star mit reichem Ex-Agenten (Alan Arkin, 85!, «Argo»). Eine tröstende Lachorgie für alle 59 plus.

Die überraschenden Oldie-Karrieren von Altstars sind der ewige silbergraue Horizont in der Stadt der Träume. Das Traum-paar Robert De Niro, 76, und Al Pacino, 79, brilliert jetzt im Mafia-Thriller «The Irishman» (auch Netflix) von Martin Scorsese, 76. Hollywood-Legende Arthur Cohn (sechs Oscars) feierte gerade die US-Premiere der zauberhaft-philosophischen Love-story «The Etruscan Smile» mit dem wiedergeborenen Neustar Brian Cox (73, «Succession», «Troja»):

007-Legende Judi Dench (M) ist 84 (!), kann leider nicht mehr lesen, aber singt jetzt in «Cats».

Hollywood ist bizarr alterslos. Ewige Jugend ist das tägliche Ideal. Alles, bloss nicht alt. Die Zähne sind Schneeweiss (einige Stars haben Abdrücke ihrer «normalen Zähne» als Andenken). Die Haare sind gefärbt, künstlich oder eingepflanzt. Sean Connery, 89, habe ich an der Bar mal fast nicht erkannt – ohne Toupet. Nicolas Cage (junge 55) lacht mich Europäer aus: «Natürlich sind meine Haare schwarz gefärbt – ich bin doch Schauspieler!»

Jeder Star hat leider Angst vor dem Alter. Aber wer nicht? Hollywood wird regiert von Anti-Aging-Power-Greisen wie Viacom-Milliardär Sumner Redstone, 96, und Medienmogul Rupert Murdoch, 88, der mit Jerry Hall, 63, verheiratet ist, der Ex von Mick Jagger, 76.

Der Himmel kann noch lange warten. Die Jugendsehnsucht ist Lebensdiät. Kaffee ohne Zucker. Mineralwasser ohne Sprudel. Rührer ohne Dotter. Drinks ohne Alkohol.

Eine Kultbibel ist das Buch «Transcend: 9 Steps to Living Well Forever» (Neun Schritte, um gut zu leben – ewig.) von Google-Guru Ray Kurzweil, 71: Sein Rat: «Rotwein, schwarze Schokolade, Blaubeeren, Grüntee, Massagen und regelmässige Sex!»

Hollywood ist ein dich selbst optimierender Jungbrunnen. Du stehst früher auf, du trinkst später, und du gehst früher schlafen – und du träumst mehr.

Alt ist das neue Jung.

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.

«Mit guten Leuten die Welt verändern»

Hans-Ulrich Lehmann hat vor zehn Jahren mit dem Hotel «Riverside» in einer alten Spinnerei im Zürcher Unterland das «Unmögliche möglich gemacht», wie er sagt. Sein Geschäftsprinzip: freundlicher sein als alle anderen. *Von David Schnapp und Nathan Beck (Bild)*

Hans-Ulrich Lehmann, sind Sie ein guter Gastgeber?

Ich bin ein guter Unterhalter, die Bezeichnung «Gastgeber» ist vielleicht etwas hochgegriffen. Ich komme ja nicht aus der Gastronomie, bin aber ein guter Geschichtenerzähler und habe ein Gespür dafür, was der Gast will. Das ist mir wichtig, es geht in der Gastronomie nicht darum, sich selbst zu verkaufen.

Was macht Sie als Unterhalter aus?

Die Leute schätzen den Austausch mit mir. Wenn ich erzähle, wie wir aus der alten Spinnerei in Glattfelden das Seminar- und Eventhotel «Riverside» hochgezogen haben, hat das einen Wow-Effekt. Die meisten Menschen sind ja von Natur aus nicht risikofreudig, es fasziniert sie deshalb umso mehr, mit jemandem zu sprechen, der etwas bewegt hat. Daher ist eine wahre Geschichte spannend, auch wenn es bloss darum geht, wie aus einer alten Industriebranche etwas Neues entstanden ist. Und diese Geschichte erzähle ich jetzt seit zehn Jahren.

Man hat Ihnen kaum Vorschusslorbeeren gegeben, als Sie ausgerechnet in Glattfelden das «Riverside» eröffneten. Was hat Sie angetrieben?

Der Reiz war, aus etwas Unmöglichem etwas möglich zu machen. Es gab auch triviale Gründe: Mich hat diese alte Spinnerei irgendwie gereizt, das ist ein schöner Ort hier. Natürlich war es auch ein gutes Immobilieninvestment. Allerdings hat es am Ende so viel Geld gekostet, dass es weh getan hat. Aber das braucht es auch, um etwas Gutes entstehen zu lassen. Wenn es nicht etwas schmerzt, geht man nicht richtig auf die Sache los.

Sie haben die Handy-Verkaufskette Mobilezone gross gemacht. Kam nach dem erfolgreichen Verkauf Langeweile auf?

Zunächst ist Mobilkommunikation immer noch Teil meiner Tätigkeit. Aber aus reiner Langeweile kann man so ein Umbauprojekt sicher nicht realisieren. Als ich mich für das Areal zu interessieren begann, lief die Spinnerei noch, warf aber kein Geld ab. Es war absehbar, dass sie nicht mehr profitabel zu betreiben sein würde. Ich wusste, dass hier etwas Neues gemacht werden musste. Zuerst haben wir die Wohnhäuser auf dem Areal umgebaut, danach war die Fabrik dran. Aber als im Fe-



«Ich kann nur Spiegeleier braten»: Gastro-Unternehmer Lehmann.

bruar 2008 der Umbau anging und die Bagger auffahren, habe ich mich mehr als einmal gefragt: «Was machst du hier eigentlich?» Ich hatte manche schlaflose Nacht deswegen.

Das Unmögliche reizt Sie, haben Sie gesagt. Aber als Unternehmer sieht man ja immer auch eine Chance, oder?

Natürlich, der Unternehmer sieht einfach mehr Chancen als Risiken und muss dabei ausschliessen, dass ihn das Risiko umbringt. Beim «Riverside» war ich allerdings gelegentlich nah dran, unterzugehen. Der Business Case hat sich erst nach und nach entwickelt. Es ging einfach mal los, ich hatte aber nicht realisiert, dass es mit dem Umbau allein nicht getan war. Und als er fertig war, wurde klar, was alles falsch gemacht worden ist, wenn man effizient ein Hotel betreiben möchte. Das Produkt war unvollständig. Und die letzten zehn Jahre haben wir nichts anderes getan, als es zu verbessern. Als

Nächstes werden wir jetzt die Hotelkapazität auf 200 Zimmer verdoppeln, um auch Kunden anzusprechen, die wir heute gar nicht erreichen können.

Gastronomie und Hotellerie sind nicht gerade die margenstärksten Gewerbebezüge. Wo orten Sie die grössten Probleme der Branche?

Es ist dennoch ein schönes Business. Man ist täglich nahe am Gast, es gibt immer direktes Feedback. Auch in fünfzig Jahren werden die Menschen noch essen und trinken wollen. Aber es braucht eine Skalierbarkeit, deshalb bauen wir auch aus. Unser Geschäftsprinzip ist an sich simpel, wir wollen einfach freundlicher sein als alle anderen.

Das klingt einleuchtend einfach.

Und es kostet erst noch nichts. Ausserdem geht es mir mit dieser Haltung auch selbst besser. Mein Küchenchef muss mich jeden Abend anrufen und kurz einen Überblick über die Planung geben. Meistens sage ich

ihm zum Schluss: «Serviert heute so, als würdet ihr es voller Freude zum ersten Mal machen!»

Verstehen Sie etwas vom Kochen?

Überhaupt nicht, ich kann nur Spiegeleier braten. Aber Gastronomie ist kein Hexenwerk, es geht letztlich darum, sich selbst gegenüber dem Gast zurückzunehmen. Deshalb funktioniert auch Spitzenküche oft wirtschaftlich nicht: Dort geht es um die Selbstverwirklichung des Kochs oder des Restaurateurs.

Seminare und Events, das klingt erst mal nicht nach einem aufregenden Geschäftsmodell. Was machen Sie anders oder besser?

Unser Kerngeschäft sind Seminare und Events. Dank unserer Autosammlung, den individuell gestalteten Räumen mit einer Geschichte sowie einer Bowlingbahn, die das Angebot abrunden, sind wir persönlich und unverwechselbar. Das kann eine Hotelkette nicht bieten. Die Gastronomie braucht es natürlich dazu, aber als Geschäftsfeld wäre sie alleine nicht sehr interessant.

In Ihren Restaurants werden währschafte Schweizer Gerichte neben Thai-Küche serviert: Spiegelt das Angebot Ihren Geschmack wider?

Mein persönlicher Geschmack spielt keine Rolle. Die Thai-Küche ist leicht, und viele Frauen mögen sie: 70 Prozent unserer Gäste im Thai-Restaurant sind weiblich. Im «Kesselhaus», wo Schweizer Küche angeboten wird, berücksichtigen wir nur regionale Lieferanten aus dem Zürcher Unterland, das macht für mich Sinn. Wir halten hier auch jeden Freitagmorgen einen Stammtisch ab. Von links bis rechts sitzen dann rund ein Dutzend Leute zusammen und erzählen sich Geschichten aus der Region. Wo sollen die Leute auch sonst hin? Die Landgasthöfe rundherum gehen ja alle ein.

Sie haben viel ins «Riverside» investiert. Wo stehen Sie heute, unternehmerisch gesehen?

Es funktioniert gut, ich bin sehr zufrieden. Deshalb können wir auch erweitern. Im Zürcher Unterland sollen in den nächsten Jahren 2000, 3000 Hotelzimmer entstehen. Das ist das einzige Gebiet, wo im Kanton Zürich noch Wachstum möglich ist. Wir wollen einfach besser sein als alle anderen.

Sie haben bis zum Frühjahr 2019 den EHC Kloten geführt, betreiben eine Eventhalle in Dübendorf, sind in der Telekommunikation tätig und führen ein Seminarhotel – haben Ihre geschäftlichen Engagements einen inneren Zusammenhang?

Nein, aber ich versuche, die Leute aus den verschiedenen Geschäftsfeldern zusammenzubringen und Synergien zu finden. Das gelingt auch: Mit guten, motivierten Leuten kannst du die Welt verändern. Und

Leute zusammenzubringen, die bereit sind, mir zu folgen, ist sicher eine Fähigkeit, die ich habe. Es gibt einige Angestellte, die seit dem Anfang im «Riverside» dabei sind. Wo finden Sie das schon im Gastgewerbe?

Machen Sie auch Dinge, die nicht rentieren, Ihnen aber am Herzen liegen?

Unternehmerisch tätig zu sein, macht nur Sinn, wenn man Geld verdient. Sonst ist man Mäzen. Ich muss aber auch nur so viel verdienen, damit ich morgen noch im Geschäft bin. Es geht nicht darum, das Maximum herauszuholen.

Ein Porträt über Sie trägt den Titel «Unternehmer, Politiker, Christ». Sehen Sie sich so treffend charakterisiert?

Das kann man gut so sehen, Politiker bin allerdings nicht oder nicht mehr, ich bin politisch interessiert.

Was beobachten Sie, wo steht die Schweiz?

Nur wenn es einem extrem gut geht, kann man solche ökologischen und sozialen Experimente riskieren, wie wir sie zurzeit in der Schweiz machen. Aber wenn dann die Arbeitslosenzahlen wieder steigen, wird man schnell zur Vernunft kommen.

Ihre Schulkarriere war gemäss eigenen Angaben nicht herausragend. Welche Eigenschaft macht Sie als Unternehmer aus?

Das Wort «Karriere» ist im Zusammenhang mit meiner Schullaufbahn sicher falsch. *Lacht* Aber im Ernst: Ich bin greifbar, authentisch und begeisterungsfähig – ich kann mich selbst für etwas begeistern und andere mitziehen.

Reicht das, um erfolgreich zu sein?

Fachliche Kenntnisse kann man sich unterwegs aneignen, aber ganz ehrlich: Sie brauchen auch einfach Glück. Wenn man glaubt, man habe alles nur geschafft, weil man so ein toller Kerl ist, ist es bloss Grössenwahn. Sie können so viele Faktoren eines unternehmerischen Erfolgs gar nicht beeinflussen. Es braucht das Glück, im richtigen Moment das Richtige gemacht zu haben.

Wird die Schule als Grundlage für unternehmerischen Erfolg unterschätzt?

Viele erfolgreiche Unternehmer haben nicht zwingend eine tolle schulische Karriere gemacht. Oft haben sie sogar die Schule verlassen und sind in ein Feld gegangen, von dem sie überzeugt waren. In der Schule lernen sie nicht, mit Risiken umzugehen. Aber genau das unterscheidet den Angestellten vom Unternehmer.

Hans-Ulrich Lehmann, 60, war von 1998 bis 2006 Gemeinderat für die SVP in Glattfelden. Er hat die Handy-Detailhandelskette Mobilezone gross gemacht und erfolgreich verkauft, war Besitzer des EHC Kloten und betreibt unter anderem das Seminar- und Eventhotel «Riverside» in Glattfelden sowie die Samsung Hall in Dübendorf.



Die Bibel

Miteinander verkehren

Von Peter Ruch

Die Samaritanerin nun sagt zu Jesus: Wie kannst du, ein Jude, von mir, einer Samaritanerin, zu trinken verlangen? Juden verkehren nämlich nicht mit Samaritanern (Johannes 4, 9). Bei der politischen Spaltung zwischen Israel und Juda nach dem König Salomo wurde Samaria Hauptstadt des Nordreiches. Das Nordreich war grösser, wurde jedoch bereits 722 v. Chr. erobert und in eine assyrische Provinz verwandelt. Die Elite wurde durch eine nichtjüdische, ausländische Herrschaft ersetzt. Dadurch verwässerte sich die jüdische Religion. Die Judäer hatten den wahren Tempel und mieden die Nordisraeliten als kultisch unrein. Das blieb so über Jahrhunderte. Jesus durchbricht nun dieses Schema und spricht mit der Samaritanerin. Diese hatte überdies einige Männergeschichten, was die Begegnung noch abwegiger macht. So wie Jesus handelt Gott: Er betrachtet auch anormale Gestalten als seine Geschöpfe.

Es mag sein, dass es Menschen gibt, die ich nicht mag. Mit ihnen muss ich mich nicht anfreunden. Aber ich darf sie auch nicht wie die Pest behandeln. Ein bescheidenes Ziel wäre, sich auf Begegnungen einzulassen und das Beste daraus zu machen. Wirtschaftsliberale wissen, dass der internationale Handel potenzielle Feinde zu Partnern macht und deshalb den Frieden fördert. Das ist auch heute wirksam. Auf anderen Ebenen hapert es manchmal. Beispielsweise spüre ich zuweilen Vorbehalte, weil ich mit der SVP sympathisiere oder für die *Weltwoche* schreibe. Ausgrenzung wäre schon zu viel gesagt. In Deutschland hingegen gilt analog zum obigen Bibelvers: Sozial-, Christ- und Freidemokraten verkehren nicht mit AfD-Leuten. Fürchten sie sich vor Ansteckung? Die AfD wird politisch in Quarantäne gehalten. Kein Wunder, entwickelt sich dort ein Treibhausklima. Dabei zeigen Erfahrungen in anderen Ländern, dass dämonisch erscheinende Parteien schrumpfen, wenn man sie normal behandelt. Jesus hat die Quarantänen geöffnet. Vor Dämonen muss man sich nicht fürchten. Die Evangelien nennen sie durchwegs spöttisch «Dämönchen».

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Thiel

Grünsteuer

Von Andreas Thiel

Journalist: Was glauben Sie, wo führen diese Wahlen hin?

Humorist: Wahlen führen prinzipiell zu nichts, es sei denn, man gehört zu den Gewählten, dann führen sie zu schlechtem Verhalten.

Journalist: Das ist eine Verallgemeinerung.

Humorist: Unser Wahlsystem ist eine institutionalisierte Verallgemeinerung. Jeder Gewählte verallgemeinert seine Meinung auf seinen Wahlkreis.

Journalist: Erwarten Sie von der Erstarkung der Grünen denn keine Veränderungen?

Humorist: Ich sehe eine Verschiebung vom Neuen Testament zum Kommunistischen Manifest: Die bedingungslose Liebe wird ersetzt durch das bedingungslose Grundeinkommen. Und nachdem sie herausgefunden haben werden, dass die kosmische Strahlung schädlich ist, werden sie auch noch versuchen, den Kosmos abzuschaffen.

Journalist: Wie soll das gehen?

Humorist: Sie werden sich diese Frage gar nicht erst stellen. Sie werden sich einzig mit der Frage beschäftigen, wie hoch die Steuer sein soll, die sie erheben wollen, um die Abschaffung des Kosmos zu finanzieren. Vermutlich wird man eine Geburtssteuer in der Höhe des zu erwartenden Erbes erheben und sicherheitshalber auch noch gleich eine Sterbesteuer in der Höhe des hinterlassenen Vermögens. Nach dem nächsten Erdbeben wird man eine Erdbebensteuer auf erdbebensichere Anlagen einführen, und zwar prozentual zur Stärke des Bebens auf der Richterskala. Die Grünen werden eine Vollmondsteuer erheben, um damit Gezeitenschäden am Ufer zu reparieren. Und irgendwann bezahlen wir dann sogar Steuern auf Abweichungen von der täglichen Durchschnittstemperatur.

Journalist: Das ist ja absurd.

Humorist: Wieso? Unser täglicher Luftverbrauch wird doch auch schon besteuert.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Der Rapper und der Dirigent

Viertes Kind für Familie Köppel; Stress zu Besuch bei seinem Landsmann Paavo Järvi in der Tonhalle; wohltätige Zürcher Gesellschaft im «Baur au Lac» und im Konservatorium. Von Hildegard Schwaninger

Grosse Freude im Hause Köppel: Die Familie von Nationalrat und *Weltwoche*-Verleger Roger Köppel erwartet das vierte Kind. Tien und Roger Köppel sind seit 2009 verheiratet, sie haben zwei Söhne und eine Tochter. Das vierte Kind kommt Mitte November auf die Welt.

Stress, der berühmteste Rapper der Schweiz, besucht oft Konzerte in der Zürcher Tonhalle, wenn sein Landsmann Paavo Järvi dirigiert. Beide sind in Tallinn (Estland) geboren, Stress 1977, Järvi 1962. Der neue Chefdirigent bringt Neues nach Zürich. Man sieht mehr junge Leute. So sass beim letzten Konzert, an dem der finnische Geiger Pekka Kuusisto (Jahrgang 1976) spielte, neben Stress die 23-jährige Snowboarderin Verena Rohrer, die mit der Schweizer Nationalmannschaft in Saas-Fee und am Kitzsteinhorn trainiert und das trainingsfreie Wochenende für Musikgenuss nutzte. Auch da war Rechtsanwalt Alexander Jolles, Vorstandsmitglied diverser Kunststiftungen. So auch der Bühler-Sammlung, für die 2021 eine bedeutende Gastausstellung ins Haus steht: in der Albertina in Wien. Jolles traf auf eine Uni-Kollegin: die Vorzeigeunternehmerin Franziska Tschudi, die mit ihrem Mann, Thomas Sauber, da war. Er ist neuer Präsident des Gönnervereins der Tonhalle. Järvi dirigierte an diesem Abend unter anderem Tschaikowsky, mit dem russischen Komponisten hat das Orchester Grosses vor: die CD-Einspielung sämtlicher Sinfonien.

Tonhalle-Präsident Martin Vollenweider hatte ein volles Programm am Wochenende: Nach dem Tonhalle-Konzert kam der Kispiball, dessen Präsident er ist. Der Ball ging zum fünfzehnten Mal im «Baur au Lac» über die Bühne, zugunsten der Palliative Care im Kinderspital Zürich. Traditionell ist es der eleganteste Ball in Zürich (die schönsten Kleider, zahlungsfähiges Publikum). Erfinder des Balls ist Oliver Wolfensberger, dessen Frau Olivia immer mit spektakulärer Robe auffällt. Erstmals war Regierungsrätin Natalie Rickli als neue Gesundheitsdirektorin anwesend (ihr Vorgänger Thomas Heiniger war auch immer dabei), mit Partner Frank Eisenhut, der für Swiss Life arbeitet. Unternehmer Freddy Burger (Unterhaltung, Gastronomie) präsentierte sich erstmals als frischgebackener Ehemann. Am 9. September haben er und Isabella geheiratet. Wichtiger Sponsor ist am Kispiball auch Patrick Liotard-Vogt, der Gründer von A Small World (ASW). Er offerierte Mitgliedern des ASW-Klubs, der sich «High Society Club» nennt, die Ballkarte (regulär: 850 Franken) zum halben Preis. Super-Deal! Die ASW-Mitgliedschaft kostet 100 Franken im Jahr, der Kispiball-Eintritt war 425 Franken: 120 Klubmitglieder liessen sich dieses Schnäppchen nicht entgehen. (Eine grosszügige Geste: Damit dem Kinderspital keine Einnahmen entfallen, wurde der Aufpreis für die Tickets von der ASW Foundation bezahlt). Liotard-Vogt war mit Sandra Bauknecht da; die



Fast verliebt

Opfertyrannin

Von Claudia Schumacher

Ein halbjunges Elternpaar, im Urlaub mit den zwei Kleinen, besichtigt die schöne Stadt und läuft bis an den Rand. Hier beginnt das Meer. Sand. Er atmet die salzig-

herbe Luft tief ein, wirft einen Blick auf die Möwen, nimmt sein Söhnchen von den Schultern und setzt es ab. Für den Moment ist er fast glücklich.

Sie steht daneben, das Töchterchen an der Hand. Was hinter ihrer Diven-Sonnenbrille in seiner Frau vor sich geht, kann er kaum erkennen. «Gehen wir vor ans Meer?», fragt er sie – und der Sohn quietscht bereits vor Begeisterung: «Jaa! Papi, komm, los!» Aber der Vater wartet ab, was seine Frau sagt. Und sie sagt: «Wie du weisst, habe ich die silbernen Sandalen an, die gehen kaputt im Sand. Aber gut, klar, dann gehen wir eben.» Sie sagt es, als hätte sie auf eine Zitrone gebissen. Und er rutscht auf dem dünnen Eis aus, das sie umgibt.

Am liebsten würde er sie in den Sand schubsen. Aber ihm bleibt nichts anderes übrig, als das miese Gefühl, das sie ihm gibt, runterzuschlucken. «Sie ist gut», denkt er still für sich.



Grossprojekt: Chefdirigent Paavo Järvi.



Erstes Mal: Natalie Rickli mit Frank Eisenhut.



«Wunderkind»: Pianist Nicolas Comi.

Modebloggerin spielte Glücksfee bei der Hauptpreisverlosung. Ob man einen Ball lustig findet oder langweilig, kommt drauf an, mit wem man unterwegs ist. Oder wen man trifft. Zum Leutetreffen und zum Schen und Gesehenwerden ist immer der Platz der beste, wo es eine grosse Tanzfläche gibt. Am Kispball sind die Tanzflächen leider sehr verteilt – in den diversen Sälen, wo auch das Diner stattfindet. Die «Rive-Gauche»-Terrasse mit der Bar war kommunikativer Hotspot des Abends. Der Erlös des Abends war etwas magerer als sonst: 450 000 Franken (2018 waren es 530 000 Franken).

Hilda Burger-Calderon hat sich jahrelang für die Red Cross Gala stark gemacht, jetzt engagiert sie sich in der Bambi Foundation, einer vor dreissig Jahren gegründeten Stiftung für Strassenkinder in Kolumbien. Nun präsidierte sie ein Benefizkonzert, wo der vierzehnjährige kolumbianische Pianist Nicolas Comi (den man natürlich gleich «Wunderkind» nannte) auftrat. Im grossen Konzertsaal des Konservatoriums Zürich waren ihre vielen Freundinnen und Freunde versammelt, das Catering nach dem Konzert war von der Bank Syz gesponsert und entsprechend grosszügig. Für Hilda Burger ist es – da sie zur PKZ-Familie gehört und quasi Botschafterin des Modehauses ist – sehr wichtig, dass sie gut aussieht. So trat sie – hohe Absätze, aufgeklebte Wimpern, Haar-Extensions bis zur Hüfte, das Gesicht perfekt geglättet, die Figur perfekt in einem exquisiten Kleid – vor ihr Publikum und las eine rührende Rede vor, über die Not der Kinder und deren Mütter in ihrer Heimat Kolumbien. Das Publikum war hingerissen und gebefreudigt. Resultat: 50 000 Franken.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Denn was soll er ihr entgegnen? Die Mutter seiner Kinder ist eine Meisterin der weissen Folter: Sie quält ihn mit ihrer permanenten Leidensmiene, doch man kann ihr absolut nichts nachweisen. Egal, wie vorwurfsvoll sie ist: Gleichzeitig ist sie immer aufopferungsbereit. Die Rollen sind klar verteilt: Sie ist die Heilige, er ist das Arschloch.

Wieso war ihm nicht aufgefallen, wie passiv-aggressiv sie ist, als sie sich kennenlernten? Das Wecken von Schuldgefühlen scheint doch ihr grösstes Talent zu sein. Immer ist er in ihren Augen gleichgültig, gemein, unsensibel, achtlos. Sie gibt ihm das Gefühl, sie nicht verdient zu haben. Und tatsächlich fragt er sich immer öfter, womit er das alles verdient hat.

Während er sich ärgert, steht sie neben ihm und spürt sich selbst nicht. Da ist nur diese leise Genugtuung: weil sie ihm zeigen konnte, wie egoistisch er ist. Vor ein paar Stunden, als sie in

die Stadt gefahren waren, zankten sich die Kinder auf dem Rücksitz und verlangten nach ihrer Aufmerksamkeit. Als sie deswegen ihren Mann in die falsche Richtung lotste, fuhr er sie an mit seiner impulsiven, herrischen Art, die ihr jedes Mal Angst macht. Sie sagt dann jeweils gar nichts. Ein paar Stunden später aber, wenn es sich ergibt, rächt sie sich mit einer kleinen Verweigerungshaltung. Seit Jahren dreht sich ihr Leben um die Kinder, den Haushalt, den Mann. Dass sie eigentlich Apothekerin ist und mal eine schöne Frau mit vielen Verehrern war, ist nur noch eine bittere Erinnerung. Auch ihr eigener Mann hat längst aufgehört, ihr Komplimente zu machen. Sie fühlt sich längst wie die Dienstmagd der Kinder und der Fussabtreter ihres Mannes. Das grösste Glück, das sie noch hat: ihm ab und zu eine kleine Freude vermiesen.



Unten durch

Am Lagerfeuer

Von Linus Reichlin

Das Gejammere darüber, dass heute alle nur noch auf ihr Handy gaffen, perlt an mir ab wie ein Tropfen Samenflüssigkeit von einem Seidenstrumpf. Denn im Gegensatz zu den Leuten, die es für das Ende der Zivilisation halten, wenn in einem Café zwei Verliebte, anstatt miteinander zu sprechen, auf ihre Handys glotzen, kann ich mich noch gut daran erinnern, wie es früher war. Mit «früher» meine ich von Anbeginn der Welt an. Es ist eine universale Tatsache, dass Liebespaare sich meistens nicht viel zu sagen haben, beziehungsweise ist am Nachmittag alles schon gesagt und getan worden, und nun wartet man abends gemeinsam darauf, dass der Pegelstand der Libido wieder ansteigt und man – nennen wir es doch beim Namen – erneut vögeln kann.

In der Steinzeit haben die Liebenden während dieser Wartezeiten ins Feuer gestarrt; ich verstehe nicht, was daran besser sein soll, als wenn sie in einem Sushi-Restaurant aufs Handy glotzen. Liesse man sich mit einer Zeitmaschine in die Steinzeit zurückversetzen, würde man sich sehr wundern, wie oft und lange die Leute damals, auch wenn sie nicht verliebt waren, ins Feuer gestarrt haben. Man würde von einer solchen Zeitreise zurückkehren und den Zuhausegebliebenen erzählen: «Die gaffen den ganzen Tag ins Feuer! Am Abend stopfen sie sich beim Ins-Feuer-Gaffen dauernd Trockenfleisch in den Mund, und wenn sie überhaupt miteinander reden, dann über das Feuer, so à la «Gestern war's grösser». Schon die kleinen Kinder schauen von morgens bis abends ins Feuer, kein Wunder, sind sie Analphabeten.»

Auf welche besseren Zeiten beziehen sich eigentlich die Kritiker der Handy-Glotzerei? Im alten Rom glotzten die Leute so oft sie konnten die Eingeweide von christlichen Märtyrern an, und wenn die Show im Kolosseum vorbei war, gingen sie nach Hause und glotzten durchs Fenster die Ochsenkarren an, die auf der Gasse vorbeiholperten. Es gab bereits damals Kissen, auf die man sich beim Aus-dem-Fenster-Gucken abstützen konnte, sogenannte Observulii. Verliebte Römer benutzten ein Doppel-Observulii, Ellbogen an Ellbogen gafften sie

>>> Fortsetzung auf Seite 60

schweigend die Ochsenkarren an, bis die Nachwächter die Gassen mit eisernen Ketten absperren, danach wurde gevögelt. Im Mittelalter sah der typische Abend eines Ehepaars so aus: Der Mann starrte in die Bibel, die Frau auf die Spitze ihrer Stricknadeln. Das ging so, bis die Kerze runtergebrannt war, ohne dass die Eheleute sich zwischendurch auch nur ansatzweise über ihre Beziehung unterhalten hätten. Im Industriezeitalter ersetzten die Tageszeitungen die Bibel, und nun knisterten in allen Haushalten und Kaffeehäusern und von Pferden gezogenen Strassenbahnwagen die Zeitungsseiten. Millionen von Männern verschwanden förmlich hinter ihrer Zeitung, ihre Frauen wussten oft gar nicht mehr, wie sie aussahen – den Frauen war das egal, da sie auf der Titelseite der Zeitung, hinter der ihr Mann sich verbarg, ein Foto des schönen Schauspielers Rudolph Valentino sahen. In den sechziger Jahren, mit der Emanzipation der Frau, unterhielten sich Ehepaare am Frühstückstisch grundsätzlich nur über den Rand ihrer Zeitungen hinweg.

Also, was ist so schlimm an Handys? Handys sind wenigstens klein. Anders als bei der Zeitung sieht man den anderen wenigstens noch, falls man mal kurz aufblickt. Aber warum sollte man aufblicken? Menschen interessieren sich am meisten für Menschen, aber nicht unbedingt für die, mit denen sie zusammenleben. Egal ob in der Bibel, in der Zeitung oder auf dem iPhone: Es ist dort einfach mehr los als im täglichen Leben. Sogar der Anblick eines lodernenden Lagerfeuers ist dramatischer als der Alltag. Wenn jemand lieber sein Handy anglotzt, als mit seinem Gegenüber zu sprechen, dann ist das nichts als die Wahrheit über das Gegenüber – oder über uns, falls wir es sind.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Noblesse vom Vulkan

Von Peter Rüedi

Der Ausbruch des Ätna hält an, genauer: der Hype um die Weine vom sizilianischen Vulkan. Inzwischen versuchen sich neben Cracks des italienischen Weinbaus zahllose kleinere Produzenten in mehr oder weniger einleuchtenden Lesarten der wunderbaren autochthonen Sorte Nerello Mascalese, die, wenn sie richtig behandelt wird, wunderbar blühende, «burgundische», beschwingte Weine macht, das Gegenteil von dem, was wir uns unter süditalienischen Hämmern aus Nero d'Avola gewohnt sind. An den Nordhängen des Vulkans wachsen in Höhen zwischen 800 und 1200 Metern Weine, die tatsächlich auch noch in klimabedrohter Zukunft ihre Coolness bewahren werden, eine besondere Eleganz, befördert natürlich auch durch die vulkanische Mineralität der Böden am nach wie vor aktiven Feuerberg.

Mit der grossen piemontesischen Sorte Nebbiolo teilt die Nerello Mascalese die Eigenschaft, dass sie hellfarbige, aber langlebige und komplexe, kurz: noble Weine zeitigt. Dement-

sprechend sind, versteht sich, heute die Etiketten der Pioniere erst recht hoch im Kurs, die um die Jahrtausendwende das Potenzial der Zone und der Sorte entdeckten. Sie hatten den unverstellten Blick derer, die von aussen unter den Vulkan zogen: Marco de Grazia mit seiner Tenuta delle Terre Nere, gebürtiger Toskaner, der Belgier Frank Cornelissen, der Fundamentalist unter den Gründervätern des Ätna-Booms, und dessen schillerndster Protagonist: Andrea Franchetti, Sohn einer amerikanischen Mutter (und Neffe des Künstlers Cy Twombly) und eines Vaters aus der Familie, der die Firma Cinzano gehört. Ein Star sui generis schon mit den Super-Crus seines südtoskanischen Weinguts Trinoro (*Weltwoche* Nr. 29/18), erwarb er um die Jahrtausendwende Terrains in Passopisciaro, einer Fraktion von Castiglione di Sicilia, und machte den Standort gleich zur Marke.

Als ich dem Wein um zirka 2007 zum ersten Mal begegnete, war «Passopisciaro» die einzige Etikette des sizilianischen Franchetti. Inzwischen präsentiert der «Yves Saint Laurent des toskanischen [und sizilianischen] Weinbaus (*Schweizerische Weinzeitung*) die sechs *contrade* seines Guts separat, ist aber nun insofern zu seinen Anfängen zurückgekehrt, als er unter dem Titel «Passorosso» eine attraktive Assemblage aus den verschiedenen Weingärten vorlegt: reiner Nerello Mascalese, versteht sich, mit einem Preis von knapp über Fr. 31.– nicht gerade eine «Volksausgabe», aber immerhin erschwinglicher als die Lagen-Bouteillen. Komplex, schwarz- und rotfruchtig, aber auch von vibrierender Mineralität und Würze. Eine saubere, äusserst saftige, geradezu exemplarische Interpretation der Nerello-Mascalese-Partitur.

Passopisciaro Passorosso 2016.
14%. Fr. 31.25. Arvi, Melano. www.arvi.ch



Salz & Pfeffer

Das Amador-Prinzip

Von David Schnapp

Kürzlich war ich für ein verlängertes Familienwochenende in Wien. Man isst hier ausgezeichnet, wobei es mit einem Schnitzel bei «Figlmüller» nicht getan ist.

(Für Wiener Schnitzel empfehle ich die «Meierei im Stadtpark».)

Da mir nur Zeit für ein gepflegtes, hochstehendes Abendessen blieb, fiel die Wahl auf Juan Amador. Zum Ärger einiger Österreicher führt er seit kurzem das erste Restaurant im Land, dem drei Sterne, die höchste Auszeichnung des «Guide Michelin», verliehen wurden. Das Ärgernis: Amador ist Deutscher mit spanischen Wurzeln und kein Österreicher. Aber Juan Amador ist auch ein Koch, der sich immer wieder neu erfindet und der in drei Lokalen an drei verschiedenen Orten sich immer wieder drei Sterne erarbeiten konnte, was allein schon aussergewöhnlich ist.

Abgesehen davon, dass ich die geschmackvolle, konzentrierte Lässigkeit mag, mit der Amador kocht, ist er Urheber eines der besten Gerichte der modernen Küchengeschichte: geiste Beurre blanc mit Kaviar, Haselnussschaum und leicht pochierten Gillardeau-Austern. Eine

kühle Sensation – frisch, säuerlich, jodig. Im ehemaligen Gewölbekeller eines Winzers serviert der Schwabe andere klassische Luxusprodukte wie Atlantiksteinbutt mit Pilzfond oder Kaisergranat mit Tomate, aber auch humorvolle Einschübe wie handgeschabte Spätzle mit einem Carabinero aus Spanien, Sbrinz aus der Schweiz und weissem Trüffel aus Alba. Eine Idee, die einem beim Studium der Menükarte kaum einleuchtet, die aber am Ende durch die perfekte Balance der einzelnen prominenten Geschmacksträger perfekt funktioniert. Vielleicht ist das auch das Amador-Prinzip: etwas hervorragend zu machen, woran niemand anders geglaubt hat.

Amador-Restaurant, Grinzing Str. 86, 1190 Wien.
Tel. +43 660 907 05 00. Sonntags und montags geschlossen

David Schnapp ist Autor beim «Gault-Millau-Channel».



Auto

Mühelose Erhabenheit

Dritter Teil unserer SUV-Serie: Der Range Rover SV ist eines der besten Fahrzeuge überhaupt. *Von David Schnapp*

Diese Kolumne könnte sehr kurz ausfallen und bereits mit der Feststellung, dass der Range Rover SV Autobiography Dynamic eines der besten Fahrzeuge überhaupt ist, die man zurzeit erwerben kann, hier wieder enden. Natürlich mache ich es nicht ganz so knapp und erkläre gern, wie ich zu dieser – zugegebenermassen steilen – Arbeitshypothese komme. Zunächst ist festzustellen, dass bei einem Preis von rund 200 000 Franken natürlich ein gutes Auto heraussehen sollte.

Aber ein Range Rover ist an sich schon mehr als bloss die Summe seiner Einzelteile, es geht dabei auch um die Form, die Geschichte, die Klasse, die er ausstrahlt – alles Werte, die nur teilweise in Frankenbeträgen auszudrücken sind. Ein «Range», wie ihn seine Fans liebevoll nennen, ist schon, wenn man das erste Mal hinter dem Steuer Platz nimmt und aus einer höheren Warte auf den Verkehr hinunterblickt, ein besonderes Fahrzeug.

Mit diesem Modell, das ich kürzlich fahren durfte, ist den Ingenieuren von Special Vehicle

Operations bei Land Rover ihr bisher «agilster und dynamisch leistungsfähigster Range Rover» gelungen, wie es bei der Marke heisst. Dabei geht es den Briten wie immer nicht bloss um beeindruckende numerische Angaben wie Pferdestärken (565) oder Drehmoment (700 Nm). Die Faszination dieses mächtigen, geräumigen Autos mit einem hervorragenden Allradsystem ist die mühelose Erhabenheit, mit der schiere Leistung in ein höchst angenehmes Ambiente aus Leder, Edelmetall und Stil eingebettet wird. Anders als der Jeep Cherokee Trackhawk, der hier vergangene Woche vorgestellt wurde, bringt der Range Rover seine Leistung nicht wie ein explodierender Gastank auf die Strasse, sondern mit der subtilen Eleganz eines Athleten. Es ist ein beeindruckendes Sekundenschauspiel, wenn sich der Bug leicht hebt, bevor der rund 2,5 Tonnen schwere Wagen beschleunigt.

Auch das reicht allerdings nicht, um meiner steilen Behauptung, es handle sich um das beste Auto überhaupt, gerecht zu werden. Letztlich

ist der Range Rover das kompletteste Fahrzeug auf dem Luxusmarkt. Er ist geräumig, geländegängig, unglaublich komfortabel, auf Wunsch sportlich, in jedem Detail hervorragend gemacht – und schliesslich ist die Sicherheits- und Komforttechnik auf sehr hohem Niveau angekommen, was durchaus bei Land Rover nicht immer der Fall war.

Rolls-Royce, Bentley, Range Rover

Selbstverständlich, auch ein Bentley Bentayga oder ein Rolls-Royce Cullinan sind aussergewöhnliche Autos in der Kategorie der Luxus-SUVs. Der Range Rover aber ist bereits ein Klassiker, der geschickt über die Jahrzehnte in die Moderne überführt wurde. Dabei ist es gelungen, die Verbindung zwischen allen Entwicklungsschritten seit 1970 aufrechtzuerhalten. Neben allen technischen, leistungsabhängigen oder praktischen Vorzügen dieses Fahrzeugs ist es wohl diese Eigenschaft, die den Range Rover in seiner höchsten Entwicklungsstufe als SV Autobiography Dynamic zu einem der besten Autos überhaupt macht.

Range Rover 5.0 V8 SV Autobiography Dynamic

Leistung: 565 PS/415 kW, Hubraum: 4999 ccm

Max. Drehmoment: 700 Nm bei 3500 U/min.

Höchstgeschwindigkeit: 225 km/h

Beschleunigung 0–100 km/h: 5,4 sec

Verbrauch (NEFZ): ab 13,11/100 km

Preis: Fr. 201 900.–, Testfahrzeug: Fr. 209 960.–

Nächste Woche: Fiat Panda Cross 4x4

«Ich war Blauschild»

Generationen von *Weltwoche*-Lesern kannten ihn nur unter dem Decknamen Blauschild. Im grossen Gespräch lüftet Gerhard Landert die Geheimnisse seiner legendären Finanzkolumne. Und der erfolgreichen Geldvermehrung. Ein Wiedersehen. Von Florian Schwab und Roman Zeller

Wer zu ihm will, muss suchen. Etwas versteckt, an bester Lage in Zollikon, ist seine Firma für Anlageberatung und Vermögensverwaltung in einem unscheinbaren ehemaligen Einfamilienhaus untergebracht. «Landert Family Office» – ein diskretes Metallschild zeigt dem Besucher an, dass er richtig ist. Hier wirkt der Firmengründer.

Gerhard Landert, Jahrgang 1943, ist ein vielfacher Pionier auf dem Schweizer Finanzplatz. Er war der erste externe Akademiker beim Winterthurer Handelshaus Volkart in dessen über hundertjähriger Firmengeschichte. Als junger Doktor der Ökonomie fing er 1971 als Assistent des Finanzchefs an. Bald stieg er zum Sekretär des Verwaltungsrats und schliesslich zum Anlagechef auf. Bei Volkart setzte Landert erstmals sein Geschick in Fragen der Geldanlage unter Beweis. Er brachte Systematik in die bis dahin eher unstrukturierten Finanzverhältnisse des weitverzweigten Weltkonzerns und seiner Besitzerfamilie Reinhart.

In dieser Funktion begann er, eine damals eher neuartige Methode der Geldanlage anzuwenden: durch den Aufbau einer grossen Datenbank, die die wirtschaftlichen Indikatoren in ihrem Zusammenspiel anzeigt. Im Jahr 1977 machte er sich als Anlageberater und Vermögensverwalter selbständig. Aus seinem Anstellungsverhältnis bei Volkart wurde ein bedeutender Beratungsvertrag.

Zu einer Zeit, als die Jahresberichte der Schweizerischen Nationalbank noch ohne eine einzige Grafik auskamen, machte sich Landert einen Namen als einer der brillantesten Finanzanalysten des Landes, der das Geschehen an den Märkten verständlich und anschaulich erklären konnte. Viele Millionen Franken investierte er in seine Datenbank, ihre grafische Veranschaulichung und daraus folgende Analyse.

1975 wurde die *Weltwoche* auf den originellen Kopf aufmerksam und nahm ihn als Kolumnisten unter Vertrag. Während zwanzig Jahren sollte er die vielbeachtete Finanzkolumne «Blauschild» schreiben. Auch bei anderen Zeitungen sprach sich herum, dass Blauschild auf einer stets prallgefüllten Schatulle an Analysen und Grafiken sitze. Zeitweilig schrieb er zusätzlich eine Kolumne bei der *Zeit* und lieferte Grafiken für die *Neue Zürcher Zeitung* und das *Wall Street Journal Europe*.

Seiner Methode ist Landert bis heute treu geblieben: Wer ihn besucht, wird mit der scho-

nungslosen Realität der derzeitigen Ausnahme-situation konfrontiert: Zinsen, die so tief sind wie noch nie. Schulden von Staaten und Unternehmen auf Rekordstand. Ein Boom bei Aktien und Immobilien, der scheinbar kein Ende kennt. Ausufernde Notenbankbilanzen.

Herr Landert, was sagen Sie zur Lage an den Finanzmärkten?

Ich kenne keinen, der nicht irgendwie ein mulmiges Gefühl hat.

Gab es schon eine vergleichbare Situation?

Nein, nein, nein. Der geldpolitische Ausnahmezustand wird von manchen gerne mit den 1930er Jahren verglichen, der Grossen Depression. Aber damals hatten wir ja nie diesen Zinsrückgang, diese Verschuldungswelle, diesen Einfluss der Regierungen und der Notenbanken. Die meisten Privatanleger, die ich kenne, scheuen das Risiko. Wir sehen daher momentan auch nicht die Übertreibungen, die oft einen grossen Einbruch ankündigen. Die Bewertungen sind mehrheitlich noch recht vernünftig.

Sie befürchten also keine grossen Einbruch?

Im Moment habe ich keine grosse Angst vor einer unmittelbar bevorstehenden Rezession. Sobald ich der Überzeugung bin, dass es so weit ist, baue ich meine Risikopositionen ab. Ich gehe an die Seitenlinie und lasse die anderen weiterfahren. Vorne in der Kurve, wo es neblig und eisig ist, fliegen die dann raus. Ich fahre kurz einmal auf dem Pannestreifen. Durch die letzten beiden grossen Rezessionen und Baissen, 2000 und 2008, bin ich sehr gut gekommen.

Was zeigt Ihnen an, dass es kritisch wird?

Ich habe eine Checkliste mit etwa zehn Faktoren, anhand deren ich hoffentlich einen drohenden Einbruch erkenne.

Inhalt

- 62 **Gerhard Landert**
«Ich war Blauschild»
- 64 **Gold statt Papier**
Höhenflug des Edelmetalls
- 66 **Bank Syz**
Frechste Privatbank der Schweiz
- 68 **Keine Rezession**
Grosse Umfrage unter Finanzprofis
- 71 **Ferrari-Fieber in Lugano**
Autohändler Ronnie Kessel

Was sind das für Faktoren?

Dinge wie die Zinskurve, die jetzt immer diskutiert wird. Aber auch Einzelaktien. Es gibt Titel, die sind sehr konjunktursensitiv und können eine Rezession anzeigen. Wie Fedex, Caterpillar, Softwareaktien oder eine grössere Bank wie J. P. Morgan. Oder auch Firmengewinne. Aber auch *leading indicators*. Solche Einflüsse können Sie messen und am Schluss sagen: Für die nächste Zeit sehe ich noch keine Rezession mit einem breiten Börseneinbruch. Von daher kann man eigentlich derzeit eine optimistische Anlagepolitik noch recht gut vertreten.

Ganz allgemein: Wie kann man sein Geld vermehren?

Der Hauptpunkt ist, eigene, kritische Überlegungen anzustellen. Also nicht einfach nur *Economist*, *Financial Times* und *Finanz und Wirtschaft* lesen. Viel Lesen und Zusammenhänge analysieren ist meine Leidenschaft. Vieles hinterfragen und zu eigenen Gedanken und Schlussfolgerungen kommen. So habe ich meine ganze Karriere aufgebaut und bin dadurch auch an die grossen Mandate gekommen.

Wie bilden Sie sich Ihre Meinung?

Dafür muss man sehr diszipliniert und strukturiert die ganzen Märkte analysieren: Was macht die Konjunktur? Was macht die Inflation? Was machen die Zinsen? Was machen die Währungen? Wie entwickeln sich die Rohstoffe? Die eine Branche profitiert von einem tiefen Ölpreis, der anderen tut das weh. Tiefe Zinsen beleben die Immobilienbranche, aber den Banken tun sie weh. Wenn ich diese fünf bis sechs übergeordneten Grössen einigermaßen richtig einschätze, dann ergeben sich daraus Entscheidungen: In welche Branche will ich investieren, welches Unternehmen kommt mit dem Umfeld gut zurecht? Es ist also wie der Trichter von oben nach unten.

Das würde ja bedeuten, dass man für eine erfolgreiche Geldanlage eine Art Universalgelehrter sein muss.

Es geht in die Richtung. Es ist lustig, wenn ich meine Kunden gelegentlich zu ihren Banken oder Beratern begleite. Da sitzen einem dann zwei oder sogar drei Leute gegenüber. Wenn man eine Frage stellt, dann heisst es oft: «Das macht bei uns der Spezialist.» Es gibt sehr wenige Leute, die Generalisten sind und eine Ahnung haben vom wirtschaftlichen Gesamtumfeld, von



«Für die nächste Zeit sehe ich noch keine Rezession mit einem breiten Börseneinbruch»: Finanzmanager Landert.

der Geldpolitik, von technischer Aktienanalyse. Von den dreien, die einem da gegenüber sitzen, ist mindestens einer sowieso ein Marketingmann. Es tut mir ja leid, aber so läuft es oft ab.

Was machen Sie anders und besser?

Ich bin ein Analyst, der mit Leib und Seele mit dem Ganzen lebt. Dabei bin ich mit meinen Kunden auf Augenhöhe. Ich habe selber ein sehr substanzielles Vermögen, bin dauernd in den Märkten mit viel eigenem Geld. Ich bin im Risiko, in der Verantwortung. Von da kommt natürlich eine andere Art, wie man Vermögen betreut.

Nicht jeder kann die gleiche Sorgfalt auf die Analyse verwenden wie Sie. Was empfehlen Sie Personen, die bei diesem Aufwand nicht mithalten können und trotzdem ihr Geld vermehren möchten?

Ich berate sehr vermögende Kunden. Da kann man auf der ganzen Klaviatur spielen. Wenn man nicht Beethoven spielen kann, sondern nur «Eins, zwei, Polizei, drei, vier, geh zu mir», dann kann man mit gesundem Menschenverstand einiges erreichen. Man soll auf liquide, transparente Anlagen mit Qualität setzen. Auch die Burggraben-Theorie ist hilfreich: Je breiter und tiefer der Burggraben, desto weni-

ger kommt die Konkurrenz mit den Leitern hoch. Ich muss Unternehmen haben mit einem Wettbewerbsvorteil. Sei das durch ihre Grösse, ihre Monopolstellung oder durch andere Faktoren. Damit kommen Sie zu einer Anlagepolitik, die nicht ganz unvernünftig ist. Sie müssen nicht den Kopf einziehen und sagen: «Ich bin schon happy, wenn ich Ende Jahr mein Geld noch habe.»

Viele Leute sagen: Nehmen wir doch einfach die grossen Firmen: Nestlé – die Leute müssen immer essen –, Novartis – die Leute werden immer krank. Da kann eigentlich nichts schiefgehen.

Schauen Sie einmal, was in den Baissen 2000 und 2008 passiert ist. Da fallen die sogenannten Blue Chips mindestens so viel wie die Nebenwerte. Der Grund ist klar. Die haben in jedem Depot ein grosses Gewicht. Auch in den Indexfonds (ETFs). Kommt es jetzt zu einem grossen Kurseinbruch, dann brauchen alle plötzlich Liquidität. Und was verkauft man dann? Wenn Sie mitten in der Krise abhauen wollen, dann können Sie nicht die kleinen Titel verkaufen. Die haben in solchen Situationen so einen grossen Geld-Brief-Spread (Unterschied zwischen Angebots- und Nachfragepreis an der Börse, Anm. d. Red). Dann verkaufen Sie eben eine Zürich-Versicherung

und eine Nestlé. Also fallen diese sogenannten Blue Chips. Gut, nachher in der Erholung haben sie dann einen Vorteil.

Sie haben die sogenannte Bleistiftregel geprägt: Man schaut sich die Kursentwicklung einer Aktie an, legt einen Bleistift durch den aktuellen Trend und verkauft, sobald der Titel nach unten ausbricht, und umgekehrt beim Kaufsignal.

Ich bin ein grosser Anhänger von technischer Analyse. Der Preis sammelt ja ständig alle verfügbaren Informationen. Darin ist also alles enthalten, was im Moment passiert oder erwartet wird. Wenn nun der Preis nicht mehr auf gute Nachrichten reagiert, dann weiss ich: Das Gute ist schon eingepreist. Diese Sprüche wie «The trend is your friend» oder «Schwimm nie gegen den Strom» sind schon nicht ganz blöd. Aber die technische Analyse geht natürlich viel weiter: meistgehandelte Titel, Oszillatoren, die Frage, wie die Insider und die verschiedenen Anlegergruppen reagieren. Das finde ich enorm wichtig. Am meisten gefällt mir, wenn die technische Analyse das bestätigt, was mir die Fundamentaldaten über Länder oder Branchen aussagen. Dann herrscht Harmonie, und ich habe grosses Vertrauen in die Signale. >>>

Das ultimative Zahlungsmittel, wenn es hart auf hart kommt.



Investieren

Gold statt Papier

Plötzlich ist Gold wieder gefragt. Was erklärt den neuen Glanz des Edelmetalls? Wird der Höhenflug andauern?

Von Thorsten Polleit

Seit Jahresanfang ist der Goldpreis, in US-Dollar gerechnet, um 18 Prozent gestiegen, in Euro um 22 Prozent und in Schweizer Franken um 19 Prozent. Und wie immer, wenn der Goldpreis markant steigt, stellen sich viele die Frage: Warum hat sich das Edelmetall verteuert? Die Gründe sind vielfältig. Vermutlich sorgen sich die Investoren über die negativen Folgen des «epochalen Systemkonfliktes» zwischen den USA und China. Zudem befürchten sie wohl auch schmerzliche Kapitalverluste angesichts der nicht enden wollenden Null- und Negativzinspolitik der Zentralbanken. Dass in diesem Umfeld das Gold verstärkt nachgefragt wird und dass dies preistreibend wirkt, ist nicht allzu verwunderlich.

Gold ist nämlich ein ganz besonderer Stoff. Die Kaufkraft des gelben Metalls können Regierungen und ihre Zentralbank-Räte nicht willkürlich entwerten: Gold lässt sich, anders als das ungedeckte Papiergeld, nicht beliebig vermehren. Es ist und bleibt relativ knapp. Auch trägt Gold – anders als Bankeinlagen und kurzlaufende Schuldpapiere – kein Kreditbeziehungsweise Zahlungsausfallrisiko; es kann also niemals pleitegehen. Es ist nicht übertrieben, zu sagen, dass Gold nach wie vor das «Weltgeld» darstellt: Wenn es hart auf hart kommt, ist Gold das «ultimative Zahlungsmittel», auch wenn im Tagesgeschäft das ungedeckte Papiergeld die Vorherrschaft übernommen hat.

Gold steht in offener Konkurrenz zu den offiziellen Währungen wie zum Beispiel US-Dollar, Euro und Schweizer Franken. Und in den letzten Jahrzehnten war Gold zweifelsohne das bessere Wertaufbewahrungsmittel. Wer zum Beispiel Anfang 1999 für 100 US-Dollar Gold gekauft hat, der verfügt heute über Gold im Marktwert von 524 US-Dollar – das entspricht einer durchschnittlichen Rendite pro Jahr von 8 Prozent. In Euro gerechnet, betrug die Preissteigerung in den letzten zwei Dekaden durchschnittlich 8,2 Prozent pro Jahr,

in Franken 6,3 Prozent. Da konnten die ungedeckten Papierwährungen – die nun kaum noch oder gar nicht mehr verzinst werden – bei weitem nicht mithalten.

Internationale Kreditpyramide

Dass der Aufwärtstrend des Goldpreises in den kommenden Jahren anhalten wird, scheint doch sehr wahrscheinlich zu sein. Der Grund findet sich bei den Zentralbankpolitiken und ihren Folgen. Die Geldbehörden rund um den Globus haben die Finanzmärkte und Wirtschaften abhängig gemacht von Zinssenkungen und einer fortwährenden Geldmengenausweitung. Mittlerweile sind sogar schon Null- und Negativzinsen notwendig geworden, damit die internationale Kreditpyramide nicht zusammenbricht. Die Nebenwirkungen sind übel: Die Schulden steigen, Überkonsum und Fehlinvestitionen werden geschürt, und die Vermögenspreise inflationieren auf breiter Front.

Anleger stehen nun vor wirklich grossen Herausforderungen. Die «Absturzrisiken» des globalen Finanz- und Wirtschaftssystems nehmen zwar zu. Gleichzeitig sind jedoch die Zentralbanken immer noch in der Lage, die Marktkräfte auszuhebeln und so für «Überraschungen» zu sorgen: Pleiten von Staaten und Banken werden vertagt, Sorgen wegen drohender Kreditausfälle eingeschläfert, Konjunkturzyklen künstlich in die Länge gezogen. Eines dürfte dabei allerdings unausweichlich sein: Die Kaufkraft des Geldes wird leiden. Denn das wird die unvermeidliche Folge sein, wenn die Zinsen abgeschafft und die Geldmengen immer weiter ausgeweitet werden. Das Halten von Gold ist eine Möglichkeit, dem Raubzug zu entkommen. Anleger sollten daher weiter auf Gold setzen.

Thorsten Polleit ist seit 2012 Chefökonom von Degussa Goldhandel. Zuvor war er Chefvolkswirt von Barclays Capital in Deutschland. Er ist Honorarprofessor an der Universität Bayreuth.

Branchen und Länder, die kommen und gehen. Meistens sieht man die grossen Entwicklungen erst im Nachhinein.

Dieses Thema habe ich kürzlich im Detail studiert. Ich habe eine Tabelle, in der Sie sehen, wie sich der Anteil einzelner Branchen am Gesamtmarkt über die Jahrzehnte ändert. Das ist unglaublich. Öl machte in den siebziger Jahren weit über 20 Prozent an der weltweiten Börsenkapitalisierung aus. Heute sind wir noch bei etwa 4 Prozent. In letzter Zeit hatten wir den Paradigmenwechsel von der Old Economy zur New Economy. Manche IT-Firmen erreichen mit 10 000 Mitarbeitern einen Börsenwert von über 500 Milliarden Dollar. Firmen aus der Old Economy brauchen dafür teilweise bis zu 300 000 Angestellte. Die Aufgabe des Investors ist es, zu merken, wenn das Umfeld für Branchen positiv ist und wann nicht mehr.

Wie merken Sie, dass es vorbei ist?

Wenn es zu einer Übertreibung kommt. Irgendwann setzen alle in das gleiche Thema. Ich bin dauernd daran, zu schauen, ob es nicht andere Berater oder Fonds gibt, die es gut machen, damit ich nicht alles selber auswählen muss. Jede Woche prüfe ich fünf oder sechs Themen und Anbieter. Meistens sehe ich dann: Da wurde entweder kein aussagekräftiger Vergleichsstab genommen, oder man hat das Zeitfenster so ausgewählt, dass es toll aussieht. Wenn ich einen Betrag X bei fünf anderen Vermögensverwaltern oder Fonds investieren müsste, hätte ich grosse Mühe.

Können die es nicht?

Es laufen einfach nicht so viele Anlagegenies durch die Gegend.

Momentan sind Anlageprodukte für sogenannte ESG Investments sehr beliebt, also Anlagen nach Umwelt-, Gesellschafts- und Governance-Kriterien.

Das mit der Nachhaltigkeit ist bei meinen Kunden kein Thema. Die wollen einfach, dass wir vernünftig, seriös und erfolgreich anlegen. Was manchmal vorkommt, ist, dass ein Kunde zum Beispiel sagt: «Ich will nicht, dass Sie in die Rüstungsindustrie investieren.» Kleine Einschränkungen in der Art.

Wie sind Sie eigentlich 1975 *Weltwoche*-Kolumnist geworden?

In meinem ganzen Leben habe ich etwa drei Leserbriefe geschrieben. Unter anderem als Reaktion auf zwei Artikel in der *Weltwoche*, die ich völlig daneben fand. Ich habe kritisiert, was alles nicht stimmt und wie schlecht es recherchiert wurde. Dann kam freundlich die Anfrage, ob sie einmal vorbeikommen könnten. Als sie dann gesehen haben, dass meine ganzen Wände voller Grafiken sind, haben sie mich gefragt, ob ich nicht für sie eine Kolumne schreiben wolle.

Wie kam es zu ihrem Pseudonym *Blau-schild*?

Ich war damals noch bei Volkart angestellt. Also bin ich zum Inhaber gegangen und habe gesagt: «Ich würde das furchtbar gerne machen.» Ich erhielt die Erlaubnis unter zwei Bedingungen. Erstens müsse es unter Pseudonym sein, und alle mussten zweitens unterschreiben, dass niemand erfährt, wer der Autor ist. Dann haben wir einen Namen gesucht. Vieles war schon besetzt. «Blauschild» in Anlehnung an «Rothschild» fanden wir lustig. (Lacht.)

Ist Ihr Name nie herausgekommen?

Nein. Das muss ich anerkennend sagen: Das hat unheimlich lange gehalten. Auch als ich mich dann selbständig gemacht habe. Dann hätte ich es eigentlich öffentlich machen können. Aber Blauschild war da schon irgendwie etabliert, und ich brauchte es auch nicht.

Damals war die Weltwoche eher antikapitalistisch unterwegs. Hatte das einen Einfluss auf Ihre Arbeit?

Gar nicht. Man hat mir totalen Freiraum gegeben. Das ist gut gelaufen. Es hing aber schon ein bisschen davon ab, wen ich bei der Redaktion auf der Gegenseite hatte. Mit Roger de Weck ist es hervorragend gelaufen. Im Schnitt war die Zusammenarbeit angenehm.

Wie waren die Reaktionen auf Ihre Kolumnen?

Es kamen immer wieder positive Kommentare. Manchmal schrieben Leute von einer Bank oder einer Pensionskasse an die Weltwoche-Redaktion und fragten, woher ich diese und jene Datenreihe hätte oder ob man die Analysen kaufen könne.

Was war das Schwierigste?

Interessenkonflikte waren ein Riesenproblem. Ich hätte manchmal gerne etwas zu einem bedeutenden Thema geschrieben.

«Meine wichtigsten Kunden sagen: «Hoffentlich wirst du hundert.»»

Aber ich wusste, dass ich in einem Monat zu einem Beratungskunden gehen und meine Präsentation an diesem Thema aufhängen würde. Da durfte es nicht sein, dass man das schon in der Weltwoche hätte lesen können. Sonst sagt der Kunde: «Warum zahle ich dem ein Honorar, wenn ich das Gleiche in der Weltwoche lesen kann?» Meine Kunden haben natürlich gemerkt, dass das meine Handschrift ist, auch von den Grafiken her.

War das der Grund, wieso Sie aufgehört haben?

Mit ein Grund. Wichtiger war aber: Mitte der neunziger Jahre hatte ich etwa 25 Beratungsmandate, darunter fünf SMI-Konzerne. Jede Woche mindestens drei bis fünf Prä-

sentationen. An einem Tag – ich war in Liechtenstein, wo ich das Fürstenhaus beriet – hielt ich drei Präsentationen. Abends um acht Uhr lag ich im Bett und habe gezittert. Da habe ich mir gesagt: «Gerhard, jetzt musst du aufpassen. Mit der Gesundheit bekommst du sonst Probleme.»

Auch heute würden Sie es nicht machen.

Es sind nicht nur die Interessenkonflikte und der Aufwand. Jede Woche einen Artikel liefern zu müssen, genau auf diese Länge und auf diesen Zeitpunkt... Ich habe heute andere Prioritäten. Ich will für mich und meine Familie für einen anständigen Lebensabend sorgen und meine langjährigen Schlüsselkunden gut beraten.

Sie könnten sich eigentlich zur Ruhe setzen und hätten ausgesorgt.

Es macht mir immer noch Spass. Ich muss ja auch für mein eigenes Vermögen schauen in diesem sehr komplexen Umfeld. Ich habe keine Lust, dieses Vermögen jetzt durch Fehler zu gefährden. Sowieso: Was mache ich den ganzen Tag? Ich bin nicht der Typ, der nur noch golfen geht. Die Falklandinseln können auch ohne mich weiterbestehen. Auch die Kunden wollen mich weiterhin. Meine wichtigsten Kunden sind praktisch alle seit zwanzig Jahren bei mir. Die sagen: «Hoffentlich wirst du hundert.» Trotzdem: Meine Nachfolge habe ich gut vorbereitet. ○



Helvetische Bank

Lassen Sie sich von unseren Fähigkeiten überzeugen. Die Vermögensverwaltung der Helvetischen Bank.

Die Helvetische Bank ist der verlässliche Partner in Finanzfragen für Unternehmer und Privatanleger. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Helvetischen Bank stehen Ihnen jederzeit gerne für ein unverbindliches Gespräch zur Verfügung.

Herr Thomas Della Casa freut sich auf Ihren Anruf. T: 044 204 56 20



Frechste Privatbank der Schweiz

Die Unternehmersdynastie Syz-Abegg war bereits an der Gründung der Kreditanstalt im 19. Jahrhundert beteiligt. Mit ihrer Bank Syz geht die Familie radikal andere Wege. Sie verkörpert einen neuartigen Typus von Swiss Banking. *Von Claude Baumann*

Manchmal verirren sich chinesische Touristengruppen ins Gebäude am Genfer Quai des Bergues 1. Sie bleiben dann im Atrium erstaunt stehen. Die Eingangshalle, die sich über insgesamt sechs Stockwerke nach oben erstreckt, ist auch eindrucklich – mit den unzähligen Kunstwerken auf allen Etagen. An der Réception erfahren die Gäste, dass sie nicht etwa ein neues Museum für zeitgenössische Kunst entdeckt, sondern ein Finanzinstitut betreten haben. Willkommen im etwas anderen Swiss Banking des 21. Jahrhunderts.

Bereits 1996, als Eric Syz eine eigene Bank gründen wollte, war ihm klar, dass sie anders sein sollte als diese noblen, unnahbaren Häuser, die den Eindruck vermittelten, unter dem Deckmantel des Bankgeheimnisses etwas Konspiratives im Schilde zu führen. Etwas anderes hatte er auch auf Geheiss seines Vaters tun müssen, nachdem er diesem, dem Leiter eines grossen Textilunternehmens, versprochen hatte, nicht in dessen Branche einzusteigen.

«Das Geschäft, das unsere Familie damals betrieb, war extrem schwierig geworden. In den sechziger und siebziger Jahren wanderte die ganze Industrie in den Osten ab. Die Textilbranche stand erneut vor einem Strukturwandel, nachdem sie bereits im 19. Jahrhundert die Industrialisierung durchgemacht hatte», erinnert sich Syz. «So gesehen war der Rat meines Vaters nachvollziehbar – wir standen vor einer Zeitenwende», sagt der heute 63-jährige Zürcher.

Zweite Leidenschaft

In der Konsequenz wurde Syz Banker und lernte in der Folge praktisch alle Disziplinen der Hochfinanz kennen, sei es als Investmentbanker an der Wall Street (Paine Webber, heute UBS), als Privatbankier in Genf (Lombard Odier) oder im Asset-Management. Der Zeit, die er mit seiner Frau Suzanne Syz in den frühen achtziger Jahren in New York verbrachte, entstammt auch seine Leidenschaft für die zeitgenössische Kunst. Nach der Devise «Der Beruf darf nicht die einzige Leidenschaft sein» leistete sich das damals junge Ehepaar das eine oder andere Werk von zum Teil noch unbekanntem Künstlern. Doch davon später.

Aufgrund seines familiären Hintergrunds, aber auch dank seiner beruflichen Erfahrung war Syz in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre in der Lage, in Genf ein Geldinstitut zu



Liebe zur Kunst: Bankier Syz, Gattin Suzanne.

gründen, also in einer Zeit, in der die Schweizer Bankbranche in ihrer Hochblüte stand und jene Nachlässigkeit zu entwickeln begann, die ihr später noch zum Verhängnis werden sollte. Insofern erwies sich Syz – zusammen mit seinen beiden Mitgründern, Alfredo Piacentini und Paolo Luban – als Visionär, weil er vor allem zwei Dinge erkannte, wie er später einmal zu Protokoll gab.

Erstens: Die Schweiz werde auf Dauer das traditionelle Bankgeheimnis nicht bewahren können, was zweitens darauf hinauslaufe, dass die Performance, also die Rendite, im Vermögensverwaltungsgeschäft immer wichtiger werde. Unter diesen Prämissen hatte er nicht einfach «eine» Bank gegründet, sondern ein Unternehmen, das wie eine Asset-Management-Firma konzipiert ist. Asset-Management in dem Sinn, dass im Zentrum der Verwaltungsleistung für den Kunden nicht die «Steuervermeidung», sondern die Anlagekompetenz steht – um den Wert eines Vermögens nachhaltig zu steigern.

So entwickelte sich die in Genf domizilierte Bank Syz sukzessive zu einer kleinen, aber festen Grösse im Schweizer Finanzwesen, wobei das Institut immer etwas anders blieb als alle andern; auch dadurch, dass es vermutlich die erste Schweizer Bank überhaupt war, die mit Comics Werbung machte.

Seine Bank wuchs von Jahr zu Jahr. Als die beiden Gründungspartner Piacentini und Luban 2014 überraschend aus der Bank ausschieden und Eric Syz deren Anteile übernahm, sorgte dies in der Rhonestadt für einiges Getratsche. Bald kursierte das Gerücht, die Bank stehe zum Verkauf. Doch dies konterte Syz wenige Jahre später mit der Ankündigung, dass seine beiden Söhne in die Bank einsteigen würden, während er die operative Leitung (CEO) der Bank dem Kadermann Yvan Gaillard abtrat und sich fortan den Kunden sowie der strategischen Entwicklung des Unternehmens widmete.

Damit hat Eric Syz die Nachfolgeregelung elegant eingeleitet und zudem seine Frau in den Verwaltungsrat aufgenommen – «ein Entscheid, den ich schon viel früher hätte fällen sollen», räumt der Bankier ein. Während der jüngere Sohn, der 34-jährige Nicolas Syz, die Verantwortung für das Vermögensverwaltungsgeschäft mit Privatkunden übernommen hat, leitet der 37-jährige Marc Syz die neugegründete Tochter Syz Capital, ein Unternehmen, das sich an vielversprechenden Firmen weltweit beteiligt.

In die Zeit des Generationenwechsels fiel auch der Umzug der Bank an den Quai des Bergues im Herbst 2017. Dort bezog das Finanzinstitut ein Gebäude von 1908, wo zuvor die Credit Suisse logiert hatte. Seit der radikalen Renovation ist das Innere kaum mehr wiederzuerkennen und führt nun dazu, dass sich regelmässig Kunstinteressierte in das Haus verirren. Denn die nun dort gezeigten Exponate sind imposant und Bestandteil der mittlerweile auf rund 400 Werke angewachsenen «Syz Collection». Sie ist das Ergebnis jenes jugendlichen Übermuts, der Eric und Suzanne Syz seinerzeit in New York verleitet hatte, das eine oder andere Werk zu erstehen.

Die Junioren übernehmen

Bankkunden werden seither in Räumlichkeiten empfangen, die mit Werken von Fischli/Weiss, Roman Signer, John Armleder, Wade Guyton, Cindy Sherman, John Baldessari, Louise Lawler, Elaine Sturtevant und vielen andern geschmückt sind. Das Konzept der Ausstellung stammt vom bankeigenen Kurator Nicolas Trembley, während Suzanne Syz, selber eine erfolgreiche Schmuckdesignerin, die Einrichtung gestaltet und im Wartebereich Vintage-Möbel mit eigenen Kreationen kom-

biniert hat. Auch so wird die Bank Syz ihrem Ruf gerecht, etwas anders zu sein. Natürlich sind da auch noch lebenschte Banker zu bewundern. Das Gebäude beherbergt mehrere hundert Arbeitsplätze – entlang der ausgestellten Kunst.

Weil die Bank Syz ihren Hauptsitz in Genf hat, wird die Familie zumeist als westschweizerisch wahrgenommen. Doch Syz ist ein urzürcherisches Geschlecht, das auf die Textilindustriellen-Familie Syz-Abegg zurückgeht. Und zu Hause sprach man selbst in Genf immer Deutsch – natürlich stand die Bank oft im Zentrum der Gespräche am Familientisch. Dass er dereinst ins elterliche Unternehmen einsteigen würde, sei trotzdem «nie geplant gewesen», sagt Marc Syz. «Mein Vater hat nie Druck ausgeübt, weder auf mich noch auf meinen Bruder», erinnert er sich. Dennoch war er, genauso wie sein Bruder, sehr früh von der Finanzwelt fasziniert. Berufliche Erfahrungen bei anderen Geldinstituten sowie die Möglichkeit, eine Beteiligungsgesellschaft in Hongkong aufzubauen, lösten schliesslich den Impuls aus, eines Tages beim Vater vorstellig zu werden und ihm das Konzept einer eigenen Investmentgesellschaft unter dem Dach der Syz-Gruppe vorzuschlagen. Der Rest ist Geschichte, so dass seit kurzem die Aktivitäten von Syz Capital die Palette des Unternehmens ergänzen.

Anders verlief es bei Nicolas Syz, der zunächst eine Karriere beim Schweizer Aromen- und Duftstoffhersteller Firmenich einschlug, also weit weg von der Hochfinanz. «Dort habe ich gelernt, die Kunden zu verstehen – als Voraussetzung sozusagen, um langfristige Kundenbeziehungen zu etablieren», sagt er und stellt fest, dass gerade im Bankwesen, trotz der vielen Interaktionen mit Kunden, die eigentliche Beziehung oftmals gar keine Priorität habe. Das führt Syz vor allem auf den Umstand zurück, dass zu viele Banken zu sehr auf kurzfristige Effekte konditioniert seien, um der Be-

Vermutlich war es die erste Schweizer Bank überhaupt, die mit Comics Werbung machte.

richterstattung in Quartalskadenz zu genügen. Als Familienunternehmen ist die Bank Syz diesem Druck nicht ausgesetzt und kann so auch mal ein schwächeres Geschäftsjahr problemlos aussitzen.

Die Kundenorientierung, die er bei Firmenich lernte, war es denn auch, die ihn dazu bewegte, ebenfalls ins familiäre Geschäft einzusteigen. Inzwischen trägt Nicolas Syz die Verantwortung für rund hundert Mitarbeitende. Dass die beiden Söhne bereits als CEOs gesetzt sind, sehen sie keineswegs so. «Unser

Vater hat immer grossen Wert auf Meritokratie gelegt. Daran wird sich nichts ändern. Für mich war es auch eine Bedingung vor meinem Einstieg in die Bank, dass wir eine klare Corporate Governance haben, also eine rechts- und ordnungsgemässe Unternehmensführung», ergänzt Marc Syz.

Expansion in Zürich

Die meiste Zeit verbringen die Gebrüder Syz mittlerweile nicht etwa am Hauptsitz in Genf, sondern in der Stadt Zürich, in deren Nähe sie auch wohnen. In der Limmatstadt als Basis ihrer Geschäftstätigkeit sehen sie auch das grösste Potenzial. «Wir wollen den Standort für die Gruppe in den nächsten Jahren stark ausbauen», verrät Marc Syz. In gewissem Sinne ist diese Absicht auch eine Rückbesinnung. Denn der Urururgrossvater von Marc und Nicolas Syz hatte die einstige Schweizerische Kreditanstalt (SKA) und heutige Credit Suisse (CS) bei ihrer Gründung mitfinanziert und war dann über dreissig Jahre lang ihr Präsident gewesen.

Die Gebrüder Syz verkörpern allerdings einen neuen Typus von Swiss Bankern: kosmopolitisch, transparent in ihren geschäftlichen Aktivitäten, nahbar, visionär und innovativ genug, um die Kunden in einer sich epochal wandelnden Welt in Finanzbelangen zu beraten. Anders eben.

BERUFS MESSE ZÜRICH

Zukunft? 🤖 Lehre! 🙌

Berufsmesse, Bewerbungscampus, Fotoshooting, Berufswahltest und vieles mehr

19. bis 23. November 2019 | Messe Zürich
www.berufsmessezuerich.ch | Eintritt kostenlos

Hauptsponsorin
Zürcher Kantonalbank

Unterstützt durch
Kanton Zürich
Bildungsdirektion
Berufsbildungsfonds

Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra
Eidgenössisches Departement für
Wirtschaft, Bildung und Forschung WBF
Staatssekretariat für Bildung,
Forschung und Innovation SBI

Veranstalter
KGV
KMU- UND
GEWERBEVERBAND
KANTON ZÜRICH

M
.CH

Keine Rezession

Was denken kundige Auguren der Finanzmärkte über die derzeitige Lage? Antworten von Bankenökonomern und Finanzprofessoren.

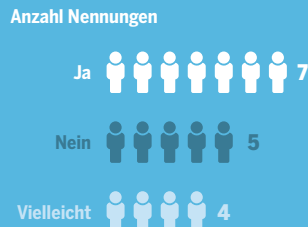
Eine Zinswende, bis vor kurzem noch in aller Munde, ist bis auf weiteres abgesagt. Darauf lassen die Antworten der sechzehn Ökonomen schliessen, welche die *Weltwoche* für ihr Expertenpanel befragt hat. Sie rechnen in der Mehrzahl erst nach 2022 mit einer Schubumkehr. Was die Schweiz betrifft, so wird Kontinuität erwartet: Gemäss allgemeinem Konsens dürfte der Leitzins der Nationalbank auch in einem Jahr noch bei -0,75 Prozent liegen. Dass dieser Wert innerhalb der nächsten fünf Jahre auf einen Wert von 2 Prozent steigen könnte, erwarten nur zwei der sechzehn Umfrageteilnehmer.

Für den Euro-Kurs sind die Perspektiven offenbar eher düster. Von allen Währungen, die Gegenstand der Umfrage sind, ist hier die Erwartung am klarsten: Dreizehn der sechzehn Befragten denken, dass die Gemeinschaftswährung in den nächsten zwei Jahren im Verhältnis zum Franken eher abwerten wird. Bei der Türkischen Lira sind nur zehn dieser Ansicht.

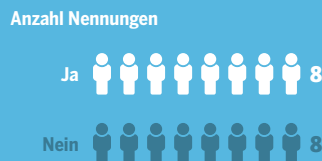
Note «Ungenügend» für Draghi

Die Skepsis gegenüber der Europäischen Zentralbank (EZB) zieht sich wie ein roter Faden durch die Umfrage. Fast alle befragten Experten glauben, dass die Schuldenkrise in der Euro-Zone nicht überwunden sei. Die Hälfte der Befragten erwartet, dass die EZB in den nächsten zwölf Monaten den Zins (derzeit -0,5 Prozent) noch weiter senken wird. Gleichzeitig ist eine Mehrheit der Meinung, dass die

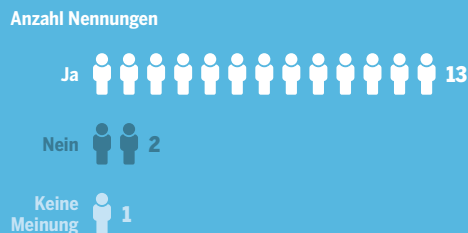
Rechnen Sie in den nächsten 12 Monaten mit grösseren Korrekturen an den wichtigsten Aktienmärkten?



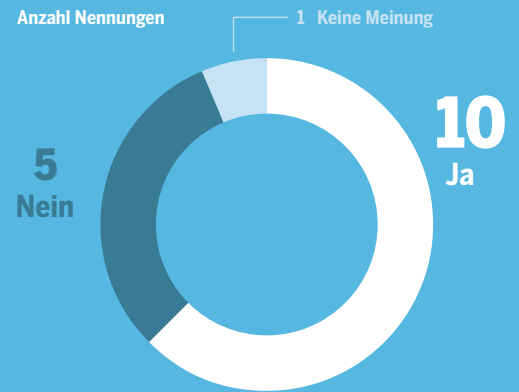
Trauen Sie sich persönlich zu, mit einer geschickten Auswahl von Wertpapieren den Gesamtmarkt zu schlagen?



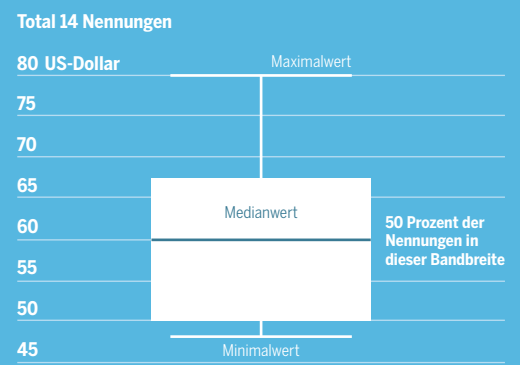
Würden Sie derzeit in Gold investieren?



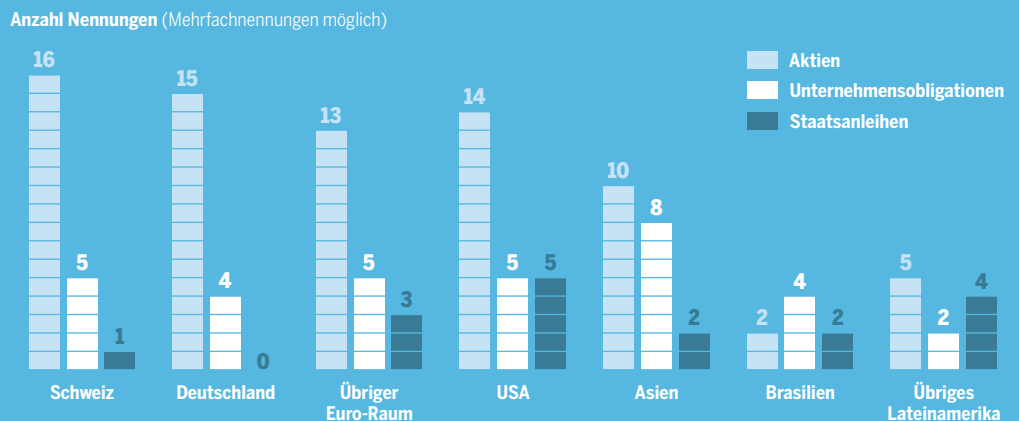
Sorgen Sie sich um die Entwicklung der Immobilienpreise in der Schweiz?



Wo wird Ihres Erachtens in mittlerer Frist (2 Jahre) der Ölpreis je Barrel in US-Dollar liegen?



In welche Anlageklassen würden Sie derzeit grundsätzlich investieren?



Experten-Panel 2019



Janwillem Acket
Chefökonom
Julius Bär



Oliver Adler
Chefökonom
Credit Suisse



Marc Brüttsch
Chefökonom
Swiss Life



Anastassios Frangulidis
Chefstrategie
Pictet Asset Management



Thomas Della Casa
Chief Investment Officer
Helvetische Bank



Thorsten Hens
Wirtschaftsprofessor
Universität Zürich

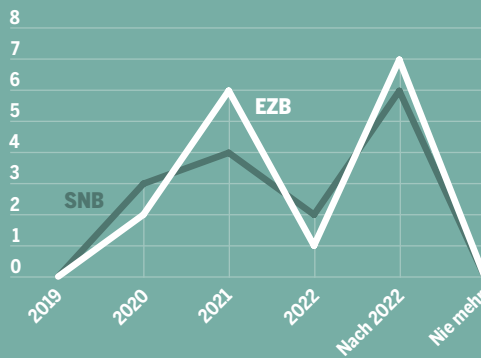
Momentan steht der Leitzins in den USA bei 1,65 Prozent. Wo wird er Ende 2020 am ehesten liegen?

Anzahl Nennungen



Wann werden die EZB und die SNB erstmals wieder die Zinsen erhöhen?

Anzahl Nennungen



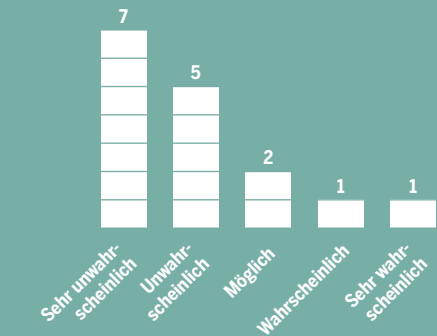
Wo wird der Leitzins in der Schweiz in einem Jahr liegen?

Anzahl Nennungen



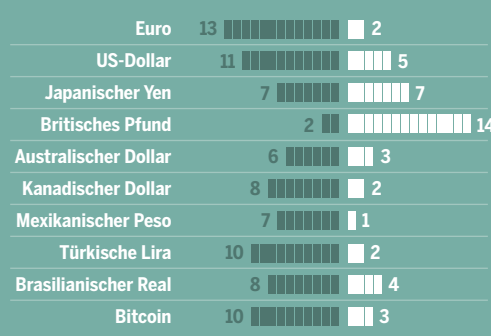
Für wie wahrscheinlich halten Sie es, dass der Leitzins der SNB in den nächsten zwei Jahren auf über 2 Prozent steigt?

Anzahl Nennungen



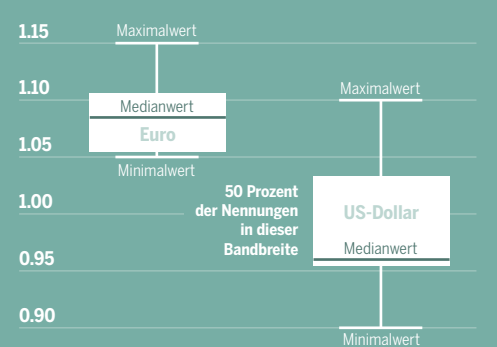
Auf mittlere Frist (ca. 2 Jahre) betrachtet: Welche Währungen werden sich gegenüber dem Schweizer Franken eher auf- bzw. abwerten?

Anzahl Nennungen



Wo werden Ihres Erachtens die Kurse für folgende Währungen in einem Jahr liegen?

Franken



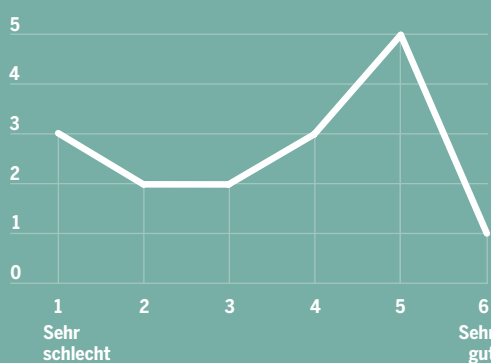
Ist die Schuldenkrise in der Euro-Zone Ihres Erachtens überwunden?

Anzahl Nennungen

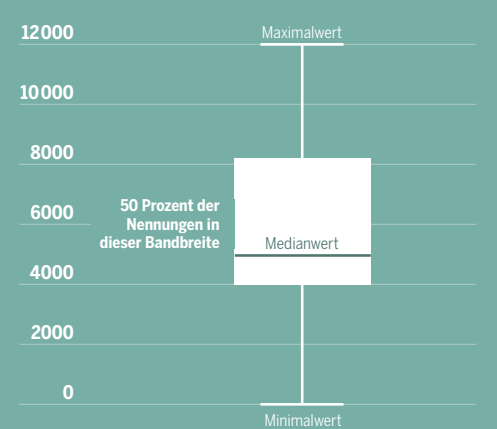


Wie bewerten Sie die Leistung des abtretenden EZB-Chefs Mario Draghi (in Schulnoten)?

Anzahl Nennungen



Bitcoin, in Franken



Martin Janssen
Gründer und CEO
Ecofin-Gruppe



Martin Jetzer
Chefökonom
Bellecapital



Lars Kalbreier
Chief Investment Officer
Vontobel



Daniel Kalt
Chefökonom
UBS Switzerland AG



Christos Maloussis
Market Analyst
IG Bank



Martin Neff
Chefökonom
Raiffeisen

Schweizerische Nationalbank unter dieser Voraussetzung ihrerseits den Zins nicht noch weiter unter die seit langem gültige Marke von -0,75 Prozent senken sollte. Der soeben verabschiedete EZB-Präsident Mario Draghi erhält schlechte Noten. Im Schulnotensystem geben die Finanzspezialisten ihm im Durchschnitt gerade einmal eine 3,5. Tendenziell herrscht die Meinung vor, dass unter Draghi die EZB ihr Pulver verschossen habe und für eine nächste Rezession eher schlecht gerüstet sei. Auch Draghis Nachfolgerin Christine Lagarde wird mit Misstrauen begrüsst: Acht Teilnehmer geben an, ihr Vertrauen in die neue EZB-Chefin sei «gering», drei weitere bezeichnen es als «sehr gering».

Eine Rezession, um das Erfreuliche zu vermeiden, wird allerdings im Allgemeinen nicht erwartet. Von allen Teilnehmern hat nur einer angegeben, er stelle sich 2020 auf eine Rezession ein, und zwar in Deutschland. Die Wachstumserwartungen für die Euro-Zone liegen im Mittel bei mageren 1,0 Prozent, für die USA bei 1,6 Prozent und für die Schweiz bei 1,3 Prozent. Als grösste Gefahr für die Entwicklung der Weltwirtschaft wird der Handelskrieg USA-China betrachtet. Der Brexit löst keine Sorgen mehr aus.

Von allen wirtschaftspolitischen Akteuren geniessen das Schweizer Volk (in Volksabstimmungen) und Finanzminister Ueli Maurer (SVP) das grösste Vertrauen bei den Umfrageteilnehmern.

Was die Geldanlage betrifft, so empfehlen die befragten Experten am ehesten Aktien aus der Schweiz, Europa und den USA. Auch Gold ist bemerkenswert beliebt: Dreizehn Teilnehmer geben an, sie würden derzeit in das Edelmetall investieren.

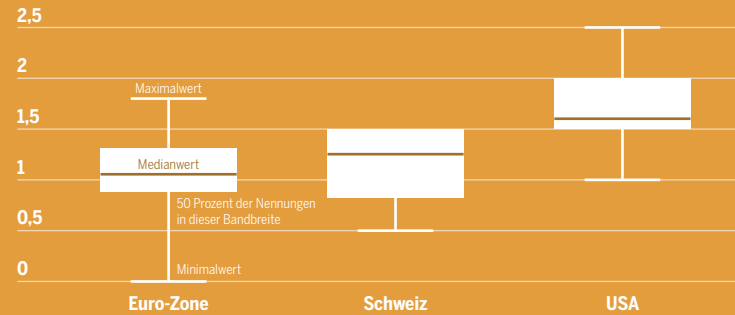
Welches sind die grössten Gefahren für die Entwicklung der Weltwirtschaft im nächsten Jahr?

Anzahl Nennungen (Mehrfachnennungen möglich)

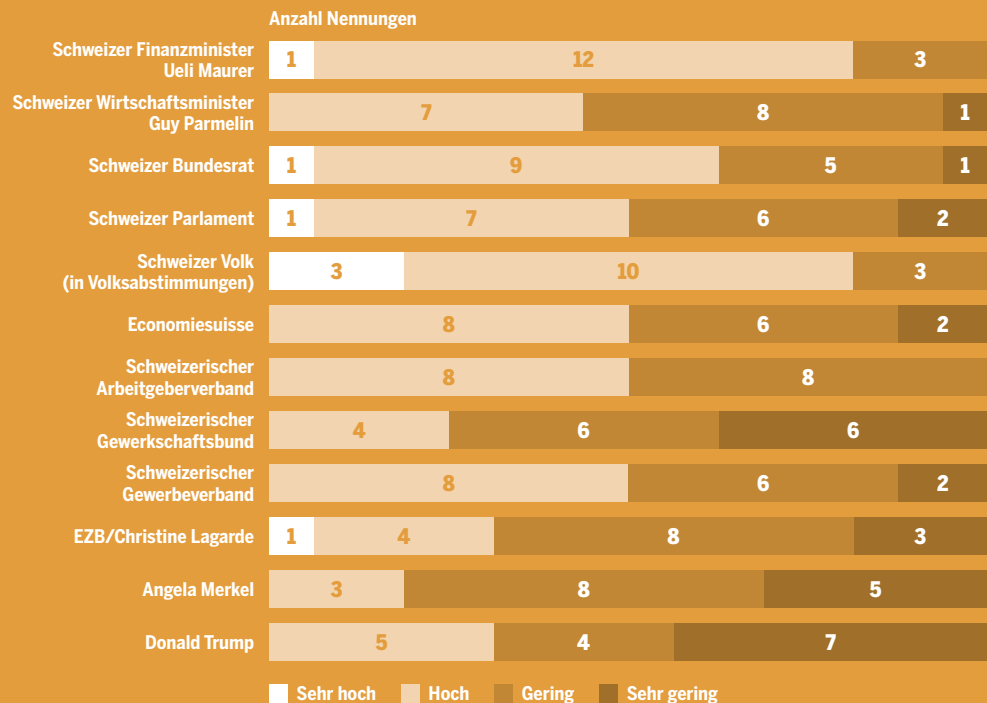


Welches BIP-Wachstum erwarten Sie für 2020 in der Schweiz, der EU und den USA?

Total 14 Nennungen



Wie hoch ist Ihr Vertrauen in die folgenden wirtschaftspolitischen Akteure?



DIE WELTWOCH

Die Weltwoche im «Taschenformat».

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die Weltwoche zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe seit 2013 im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



Experten-Panel 2019



Gabrielle Wanzenried
Professorin für Finance
Hochschule Luzern



Heinz Zimmermann
Professor für Finance
Uni Basel



Thorsten Polleit
Chefvolkswirt
Degussa Goldhandel



Kurt Schiltknecht
Wirtschaftsprofessor
ehem. Chefökonom SNB

Ferrari-Fieber in Lugano

Vor zehn Jahren wurde Ronnie Kessel, 32, ans Steuer der väterlichen Firma katapultiert. Sein Motorenimperium wächst im Takt mit den Sportwagen aus Maranello. Von Florian Schwab



Leidenschaft in Zeiten der Negativzinsen: Ferrari-Händler Kessel.

Für Freunde schneller und teurer Autos sind die Räumlichkeiten der Firma Kessel in Lugano ein kleines Paradies. Kaum ein Wagen, der hier weniger wert ist als eine Viertelmillion Franken. Das derzeitige Flaggschiff: ein roter Ferrari 812 Superfast. 800 Pferdestärken für 473 260 Franken. Zusätzlich hat Kessel rund 130 Occasionen im Angebot, davon die Hälfte Ferraris aller Epochen. Die meisten davon, wie auch die ausgestellten Neuwagen, sind keine Leihgaben, sondern sie gehören dem Unternehmen.

Im Motorsport gestählte Seele

Der Status als Ferrari-Händler ist, richtig eingesetzt, eine Lizenz zum Geldverdienen. Kaum eine andere Automarke verströmt ein ähnliches Charisma wie Ferrari: handgemacht in Maranello bei Modena, immer an der Spitze des Fortschritts in Sachen Performance, mit einer im Motorsport gestählten Seele, die auch in den Strassenmodellen zum Leben erwacht. Und eine Marke mit Geschichte. Viel Geschichte. «Firmen ohne historisches Erbe lösen nicht die gleiche Passion aus», sagt der junge Firmenchef Ronnie Kessel. «Wenn man keine Geschichte zu erzählen hat, dann fehlt etwas.» Eine Geschichte, für die die Kunden zu zahlen bereit sind.

Fast so reich an Geschichte wie Ferrari selber ist die Firma Kessel. Das Erbgut des Unterneh-

mens kann man heute in der Motorsport-Werkstatt in Lugano besichtigen: ein Ensign-Rennauto aus dem Jahr 1973. Mit diesem hat Firmengründer Loris Kessel – der Vater von Ronnie Kessel – Anfang der siebziger Jahre einen Teil seiner Formel-1-Karriere bestritten.

«Die Modelle, die wir heute als Klassiker bezeichnen, waren aktuell, als mein Vater 1975 anfing.»

Nach dem Ende seiner Ambitionen als Profirennfahrer kam der in Samedan im Oberengadin aufgewachsene Tessiner nach Lugano. «Weil er damals nur von Autos viel verstand, eröffnete er 1975 eine Waschanlage», erzählt Kessel über seinen Vater. Bald kamen eine Spenglerei und schliesslich eine vollwertige mechanische Werkstatt dazu.

Bereits mit vierzehn Jahren sass Ronnie, der einzige Sohn, erstmals am Steuer eines Rennautos. Doch seine vielversprechende Profikarriere kam sechs Jahre später zu einem abrupten Ende. Bei seinem Vater wurde Leukämie diagnostiziert. «Ich wusste, dass ich schon bald die Verantwortung für das Unternehmen würde übernehmen müssen.» Zwei Jahre später, im Mai 2010, verstarb Loris Kessel im Alter von

sechzig Jahren. Sein 22-jähriger Sohn war damit plötzlich Chef über ein anspruchsvolles KMU mit knapp siebzig Mitarbeitern. Heute, zehn Jahre später, beschäftigt das Unternehmen fast doppelt so viele Leute. Und Ronnie Kessel ist der geborene Botschafter seiner Firmengeschichte: bescheiden und geerdet im Auftreten, aber glühend vor Begeisterung für sein Metier. Dazu mit einer grossen Prise lateinischen Charmes, die ihm als *ferrarista* die richtige Aura verleiht.

Rundum-Service

Gemeinsam mit dem Chef besuchen wir die drei Abteilungen des Unternehmens: «Kessel Auto», wo aktuelle Modelle verkauft und instand gehalten werden, «Kessel Classic», wo historische Sportwagen, vor allem italienischen Ursprungs, nach allen Regeln der Kunst restauriert werden, und «Kessel Racing», den firmeneigenen Rennstall. Das Wachstum der letzten zehn Jahre komme vor allem vom Boom beim Motorsport und aus der Classic-Abteilung, erklärt Kessel. Seine Motorrennsport-Division kauft seit dem Jahr 2000 Ferrari-Rennautos und bietet Fahrern gegen Entgelt einen Rundum-Service: von der Fahrzeugpflege übers Team an den Rennen und bis zum Transport der Boliden auf die Rennstrecken der Welt. Zudem macht «Kessel Racing» im Auftrag anderer Rennställe die Fahrzeugwartung. In der Werkstatt liegt ein zerlegtes Getriebe. Kessel nimmt ein Zahnrad in die Hand. «Man muss es alle 5000 Kilometer ersetzen – die Zacken sind schon etwas abgewetzt.» Man merkt: Dieser Mann kennt jedes Detail des Motors. Als ehemaliger Rennfahrer hat er, trotz seiner Jugendlichkeit, die in diesem Sport notwendige *street credibility*.

Besonders stolz ist der Firmeninhaber auf die von ihm ins Leben gerufene Spezialwerkstatt für die Restauration klassischer italienischer Autos. «Die Modelle, die wir heute als Klassiker bezeichnen, waren aktuell, als mein Vater 1975 anfing.» Über die Jahrzehnte haben die Kessel-Mechaniker eine grosse Erfahrung angesammelt. Die Service-Handbücher für manch ein historisches Auto seien heute kaum noch zu bekommen, erklärt Kessel. «Zum Glück haben wir die meisten aufbewahrt.» Und weil viele Ersatzteile nicht mehr erhältlich sind, hat Kessel von Ferrari die Lizenz bekommen, sie originalgetreu nachzubauen. Sind etwa Teile der Karosserie angerostet, werden diese durch neue ersetzt.

Die hohe Nachfrage nach diesen Dienstleistungen erklärt Kessel damit, dass in Zeiten der Negativzinsen auch viele Investoren auf Sachwerte zurückgreifen. «Manch ein historischer Ferrari, den man vor zehn Jahren für eine Viertelmillion kaufen konnte, ist heute eine Million wert.» Allerdings: Wer einen Ferrari kaufen will, sollte mehr mitbringen als ein volles Bankkonto. «Ohne Leidenschaft für die Marke und den Motorsport ist man bei Ferrari an der falschen Adresse.»

Die besten BUCH-GESCHENKE zu Weihnachten

Jetzt bestellen!
beobachter.ch/weihnachten
buchshop@beobachter.ch
 058 269 25 03



Für:
Leute mit Sinn für Stil

Christoph Stokar
Der Schweizer Knigge
 Was gilt heute?
 240 Seiten, ISBN 978-3-03875-202-8
 CHF 39.-



Für:
Denksportler

Robert G. Koch
Der Schlüssel zum Gehirn - nutze dein Potenzial
 Aktiv die Hirnleistung erhalten
 192 Seiten, ISBN 978-3-03875-116-8
 CHF 39.-



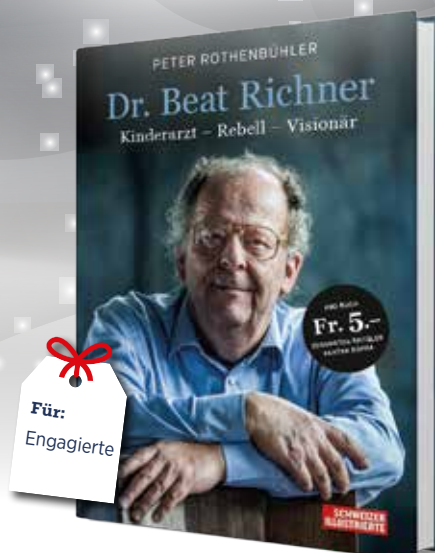
Für:
handwerklich Begabte

Paul Fuchs
Schweizer Holzkühe - Das Schnitzbuch
 mit vorgefertigtem Holzrohling
 92 Seiten, ISBN 978-3-906869-14-8
 CHF 52.-



Für:
Gourmets

Urs Heller
GaultMillau 2020 Geschenkektion
 Die 870 besten Restaurants, die 90 besten Hotels, die 125 besten Winzer
 564 Seiten, ISBN 978-3-9524635-5-0
 CHF 52.-



Für:
Engagierte

Peter Rothenbühler
Dr. Beat Richner
 Kinderarzt - Rebell - Visionär
 244 Seiten, ISBN 978-3-03875-198-4
 CHF 39.-



Weitere Geschenkideen unter: www.beobachter.ch/weihnachten

Kraftpaket mit Technik

Die weltbesten Holzfäller duellierten sich in Prag, wo die Athleten aus Übersee in einer anderen Liga hackten. Aus der Schweiz kommt jetzt aber ernsthafte Konkurrenz. *Von Roman Zeller*



Bester Europäer: Christoph Geissler an den Weltmeisterschaften in Prag.

Er ist kein Hüne, wirkt aber kräftig. Etwa 130 Kilo stemme er auf der Schrägbank, schätzt Ben Cumberland, 25. Er setzt sich an den Tisch im Pressebereich und erzählt von den dreihundert Baumstämmen, die er in der Vorbereitung seit August gehackt habe. Der studierte Forsttechnologie trägt einen Vollbart, seine schwarze Daunenjacke ziert der Schriftzug «Canada». Neben Bäumefällen und Krafttraining analysiere er aber auch Videos seiner Gegner und arbeite im mentalen Bereich. Alles in allem seien es zwei Stunden täglich, wie er vorrechnet.

Das Gespräch findet im «Industrial Palace» statt, einer alten Mehrzweckhalle in Prag. Etwas ausserhalb vom Stadtzentrum duellieren sich dort die weltbesten Sportholzfäller im Einzel- und Teamwettkampf. Die Stihl Timbersports World Championship dauert zwei Tage und verspricht ein Spektakel, das seit Wochen ausverkauft sei, wie die Organisatoren vermelden.

Eine Axt mit drei

Cumberland wirkt gelassen, trotz bevorstehendem Teamwettkampf. Er kenne das Prozedere, obwohl es seine ersten Weltmeisterschaften bei «den Grossen» seien. Er halte schliesslich nicht das erste Mal eine Axt in den Händen, sagt er und lacht. Seit 2013 – damals noch als Nach-

wuchshacker –, messe er sich mit den Führenden seiner Zunft. «Zudem», witzelt er, «bin ich quasi mit der Axt geboren.»

Schon als Dreijähriger habe er mit einer Kinderaxt drauflosgehauen, erinnert sich der Kanadier. «Der Kaffeetisch meiner Grossmutter musste auch schon dranglauben», was aber eher der Startschuss und nicht wirklich ein Problem gewesen sei. Die Cumberlands, müsse man wissen, tickten nämlich nicht wie andere Familien: Bereits sein Ururgrossvater hätte Holz zerkleinert – beruflich, wie Ben Cumber-

«Der Kaffeetisch meiner Grossmutter musste auch schon dranglauben.»

land anfügt. Alle Vorfahren werkten irgendwie im Wald, bis sein Vater mit den kompetitiven Sportwettkämpfen begann. Seine Frau – Bens Mutter – habe den Sport auch betrieben sowie die beiden Töchter, Bens Schwestern. Bruder Nathan, der wegen Uni-Prüfungen nicht nach Prag reisen konnte, wurde 2018 WM-Vierter. Ben Cumberland selbst meint: «Gepusht wurde ich als Kind aber nie.»

Heute, zwei Jahrzehnte nach den Anfängen mit Grossmutterns Tischlein, wolle er mit dem Kanada-Team im Achtelfinal die Schweiz be-

zwingen, so Cumberlands erklärtes Ziel, was – aus Schweizer Sicht: leider – gelingt. Das Schweizer Quartett muss sich früh verabschieden. Dass die Kanadier kurz darauf selber scheitern, ist den Australiern und mitunter Brayden Meyer geschuldet. Der 24-Jährige ist es auch, der den Final gegen die Neuseeländer entscheidet und die Wallabys, so nennen sich die Australier, wie im Vorjahr jubeln lässt.

Im Schweizer Team trägt man das Aus mit Fassung: Die Professionalität der Übersee-Athleten – vor allem der Australier und Neuseeländer – sei offensichtlich, anerkennen David Birrer und Severin Bühler tags darauf im Mannschaftshotel. Seit ihrer Kindheit kennen sich die beiden. Fünfzehn seien sie gewesen, als sie mit dem Timbersport begonnen hätten. «Es war ein zäher Anfang», erinnert sich Birrer. Die Topathleten hackten nämlich meist von Kindsbeinen an. Er habe erst nach sieben oder acht Jahren einigermaßen Anschluss finden können, sagt der dreissigjährige Schreiner, der sich selber als Hobbysportler bezeichnet.

Bühler, wie Birrer dreissig, betont, dass er sich eindeutig als Amateur sehe. Die Weltspitze trainiere um ein Vielfaches mehr. Der gelernte Landwirt sagt, dass er sich seine körperliche Grundfitness mit der Arbeit auf seinem Hof hole. Die Australier seien im Vergleich «Vollprofis» – vor allem Brayden Meyer, wie Bühler schwärmt. «Beim Underhand Chop» – wo der Athlet breitbeinig auf einem Baumstamm steht und ihn in der Mitte durchtrennt – «ist er der Beste.»

Rumpickeln im Wald

Wie vorhergesagt demonstriert Meyer, der vom Stadion-Speaker als «Power-Haus» bezeichnet wird, seine Vormachtstellung: Beim besagten Underhand Chop lässt er der Konkurrenz keine Chance. Mit präzisen Schlägen und technischer Finesse hackt er auf das Holz ein, das nach 14,25 Sekunden auseinanderbricht. Meyer streckt den Zeigefinger in die Luft und signalisiert: «Ich bin der Schnellste.» Bei insgesamt vier von sechs Disziplinen wiederholt er das Kunststück. Seinen Kontrahenten, inklusive des viertplatzierten Ben Cumberland, bleibt das Nachsehen. Und so kommt der Weltmeister – wie bei den Teams – aus Australien, ebenso wie im Vorjahr, als der Sieger Laurence O'Toole hiess.

Christophe Geissler aus Aigle (VD) sicherte sich derweil Rang fünf und beendete den Wettkampf als bester Europäer – einer von zwei Lichtblicken für die Schweiz. Mit Oliver Reinhard, zwanzig, konnte nämlich erstmals eine verheissungsvolle Nachwuchshoffnung WM-Luft schnuppern. Damit er irgendwann um den Titel mithacken könne, trainiere er hart und leidenschaftlich, sagt der gelernte Forstwart, der schon früh mit einem Beil hantiert habe. «Als Dreijähriger habe ich im Wald herumgepickelt», erinnert er sich.



Tamaras Welt

Softie-Kultur

Universitäten sind heute, so scheint's, Treffpunkte für wenig belastbare Junge, um ständig neue Demütigungen aufzuspüren, damit man sich gemeinsam leidtun kann. *Von Tamara Wernli*

Erinnern Sie sich noch daran, also die etwas älteren Jahrgänge unter Ihnen, wie wir als junge Menschen ständig öffentlich gejamert haben, wie schlimm und gefährlich alles sei? Wie wir an Lehranstalten verlangt haben, dass man jedes unangenehme Wort oder Gefühl von uns fernhalten solle? Sie kennen das nicht? Da haben wir etwas gemeinsam. Auch mir fällt spontan keine wirkliche Qual ein, vor der man uns damals hätte besser schützen sollen. Das unterscheidet uns von vielen jüngeren Zeitgenossen heute, für die die Welt ein bedrohlicher Ort ist und die mit ihren Ängsten im Schlepptau im permanenten Leid-Modus leben.

Natürlich haben wir uns damals auch beklagt. Nur haben wir vor allem zu Hause herumgeheult und wegen wirklich schrecklicher Dinge. Weil die Dauerwelle schief rauskam. Oder Nena in Basel kein Konzert gab. Schlecht gefühlt haben wir uns auch bei einem Jobverlust, wenn wir durch eine Abschlussprüfung rasselten oder wegen schlimmen Herzschmerzes. Aber durch den ganzen Mist, den ein Leben so für einen bereithält, haben wir uns irgendwie durchgewurstelt. Durchgeboxt, ohne dass wir für unser Seelenwohl komplette (und funktionierende) Ordnungen an Schulen oder Universitäten hätten umkrepeln wollen. Und gemeine Menschen und schlechte Erfahrungen gab's damals schon. Trotz oder eben wegen unserer Kämpfe sind wir zu eigenverantwortlichen Erwachsenen geworden. So pathetisch sie sind, die Floskeln stimmen: Aus Niederlagen lernt man am meisten; wer sich seinen Ängsten stellt, wird gestärkt. In dem Moment war es uns nicht klar. Aber unseren Eltern schon, darum hatten sie den Wattemantel bei der Erziehung im Schrank gelassen.

Die leidvollen jungen Existenzen heute haben eine Schwäche für Schwächen. Schwach

ist das neue Stark. Und darauf ist man mächtig stolz. Ganze Twitter-Karrieren basieren auf Opfergeschichten und der Verbreitung von Angstszenerien. Beseelt von Selbstviktimsierung, informiert man die Welt nicht nur über die Dinge, die einem sehr zusetzen, sondern auch das, was mit einem nicht stimmt. Das Image der abgeklärten, starken Person würde zur Kollision mit einem Weltbild führen, in dem nicht eigenverantwortliches Handeln im Zentrum steht, sondern sich das Erfolgsgefühl aus der kollektiven Verzweiflung speist.

Und so darf ich Sie mit dem neusten Fall von Softie-Kultur vertraut machen: An der renommierten Oxford University will man künftig aufs Klatschen verzichten. Das berichten britische Blätter wie *The Sun*, *Daily Mail* und *The Times*. Mit Klatschen ist hier nicht das Austeilen einer Klatsche gemeint, sondern das Zusammenschlagen der Handflächen zwecks Beifall. Das Klatschen, konkret: die Klanggeste, wurde auf Verlangen der Studenten und per Abstimmung ersetzt durch *jazz hands*, das Winken mit den Händen, so wie es in der Zeichensprache gebraucht wird. Grund: «Das Klatschgeräusch könnte Angst auslösen.» Letztes Jahr hatten Studenten der University of Manchester angeregt, dasselbe zu tun.

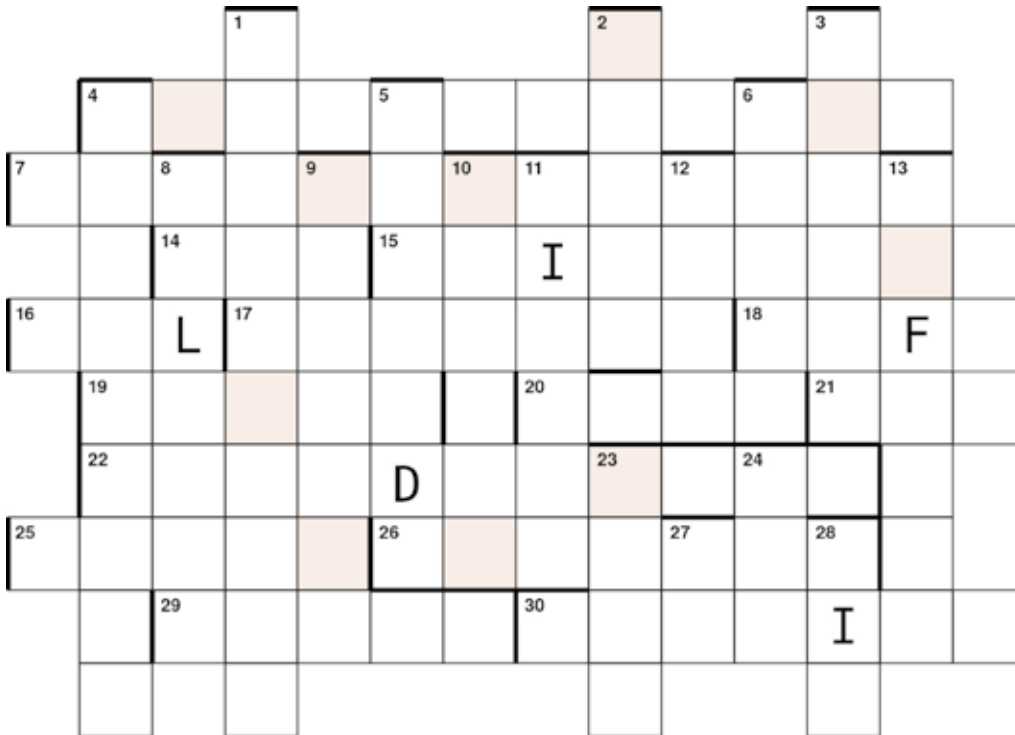
Wenn Klatschen zu Angststörungen führen kann, möchte ich ja nicht wissen, wie diese Leute auf einen bellenden Hund reagieren. Oder auf das Pfeifen eines Teekessels. Auch das Surren einer Mücke macht Menschen aggressiv. Ich frage mich, wie diese emotional sehr verletzlichen Seelen überhaupt einen ganzen Tag überstehen. Wer die Uni für eine wattierte Wohlfühloase hält, wo alles Unangenehme ausgeblendet werden soll, ist mögli-

cherweise nicht bereit für eine Hochschule. Einige Professoren sprechen von einer neuen moralischen und politischen Kultur, die an Universitäten herrscht. Dazu zählen auch Proteste von Studenten, die mit Niederbrüllen Vorlesungen von Professoren verhindern wollen, deren Ideologie sie nicht teilen – wie neulich an der Uni Hamburg. Der als liberal-konservativ geltende AfD-Gründer Bernd Lucke, der die Partei später aufgrund ihrer Radikalisierung verliess, sollte einen Vortrag zu «Makroökonomik II» halten. Studenten brüllten im Chor: «Nazischweine raus aus der Uni!» Die Vorlesung wurde abgebrochen.

Der US-amerikanische Psychologieprofessor Jonathan Haidt erklärt das Softie-Phänomen in einem Vortrag, den man auf Youtube ansehen kann. Er spricht von der Generation Z, von den zwischen 1995 und 2012 Geborenen. «Seit etwa 2014 sehen wir an vielen Universitäten diese neue Kultur des *safetyism*. Studenten sehen sich selbst und andere Leute als sehr fragil. Für sie ist der Campus gefährlich.» Und: «Worte sind für sie Gewalt, darum müssen sie geschützt werden vor gewissen Worten, Büchern, *speakers* und Ideen.» Einen Grund dafür sieht er in heutigen Erziehungsmethoden, bei denen das Trainieren von Belastbarkeit und Widerstandsfähigkeit dem Schutz des Kindes vor sämtlichen Risiken gewichen ist. Laut Haidt führt das Abschirmen fast immer zu Misserfolgen im Leben.

Tage später und mit massivem Polizeiaufgebot konnte Lucke seine Vorlesung doch noch halten. Wie die *FAZ* schreibt, bietet die Uni Hamburg nun Studenten, die sich wegen der Proteste schlecht fühlen, «Ad-hoc-Therapien zur Bewältigung von Posttraumatischen Belastungsstörungen» an. Wer eine Generation von wenig belastbaren, intoleranten Jammerlappen aufziehen will, sollte sie in ihren Unsicherheiten unbedingt bestätigen. Dafür hat sich die Hochschule eine grosse Runde Applaus verdient.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Filmregisseur

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **4** Er gibt eine Runde Feuerwasser aus oder verbreitet es im ganzen Haus. **7** Informierend, an- oder wegweisend und beschnitten zudem Bericht. **14** Eureka! **15** Eher ungefällige Hänge oder Hänge mit Gefälle. **16** Mit «cf.» komparabler Komparabilitätsverweis. **17** Von öffentlich laut Sprechenden getragener Lautsprecher. **18** ROT₃ verwandelt den Britensender in diese Förderkässchen für Entwicklungsländer. **19** Machen Yverdon zum Kurort und ist artikuliert seit den Achtzigern dessen Beiwort. **20** Steht anstelle von anstelle und an Wort anstelle eines Nomens. **21** 100 Bani = 1 Wüstenkönig. **22** Dessen Vokabular umfasst genial Generisches wie das Postwertzeichen für die Briefmarke oder witzigerweise die Lebensendzeitimmobilie fürs Grab. **25** Bei der von gut Betuchten gebuchten Unterkunft verstehen brotlose Musiker bloss Potpourri. **26** Gewehr-, Granaten-, Halbmetall- und Giftlager. **29** Beinahe biblische zyklische Wanderfische. **30** Sitzt mit schwarzer Federhaube auf Wiesen oder bei Spielen daneben, um unerwünschte Ratschläge zu geben.

Senkrecht — **1** Heute um 15:00 ist morgen Morgen schon gestern __. **2** Doppelidentität des spanischen Fuchses, war eiszeitlich als sardonischer Säbelzahniger zu sehen. **3** Satansbrätchen mit eigenem göttlichen Beschützer. **4** Arbeitet hoch im oder tief unterm Gebirge. **5** Wort, das einem aus dem Mund fliegt, wenn eigentlich ein anderes auf der Zunge liegt. **6** Autofriseur, braucht der Radiokonstrukteur. **8** Mit Arabergruss beginnende Zweieiner. **9** Knusper, knusper, Knäuschen, der knuspert an ihrem Häuschen. **10** Einer wie der POTUS, hat zumindest buchstäblich ausserdem Drogenhändlerpotential. **11** Eindeutig und klar: nicht eindeutig und unklar. **12** Wurde vor zahlreichen Jahren von germanischen Vandalen in Stein gemeißelt. **13** Folgt auf «En garde! Prêts? Allezi!» oder den ersten Schuss. **23** Dessen Anteil daran beträgt genau zwei Drittel. **24** Gave whistling New Yorkers a lift before Lyft. **27** Dem Wappen nach italienischer Teil der französischen Schweiz. **28** Sorgt in Madrid für Verwirrung und in Nodnol für Schmierung.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 641



Waagrecht — **6** SPIELSPRACHEN: wie z. B. Grünfisch **12** [STAENDER]AETIN **14** RUNDEN **15** [AM][MANN]: Zimmermann **16** [POL]EN **17** FIMMEL **18** HARPUNE **22** BENDER: humanoider Roboter aus «Futurama», engl. Bieger oder Saufgelage **25** AHN: Anagramm von «nah» **26** LESER **27** OZZI Osbourne **28** EIDBRECHER ist weitgehend mit Einbrecher identisch. **30** ALREADI: engl. bereits und komponentenweise wörtlich übersetzt «alles bereit» **31** IKARUS

Senkrecht — **1** WIENERLI im Hotdog **2** OLDEN: engl. veraltet für alt **3** SPRAIEREI: Graffiti ist Teil der Hip-Hop-Subkultur. **4** KAEMME **5** HENNA **6** STROHHALM: aus Plastik bald EU-weit verboten **7** PAULANER **8** END(e): engl. Ende **9** Seinen SENF dazugeben **10** RAMMBOCK **11** HIN(ter) **13** TAENZER **19** PEDAL **20** USB(eken): Universal Serial Bus **21** NERIV: rückwärts Viren **23** DIR **24** ERNST: Anagramm von «Stern» («Ein Stern» von Nik P.) **29** (Hi-)HAT: engl. Hut

Lösungswort — **LASTERHOEHL**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



ROLEX

YACHT-MASTER II

Als ultimative Armbanduhr für Segelprofis konzipiert, verfügt die Yacht-Master II über eine Countdown-Funktion mit mechanischem Speicher und setzt auch weiterhin neue Maßstäbe in der Welt des Segelsports. Dies ist eine Geschichte von anhaltender Exzellenz. Eine Geschichte aus der Welt von Rolex.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL YACHT-MASTER II

BUCHERER

1888

bucherer.com